



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 1, Nr. 5 August 14, 1948

Köln: Bund-Verlag, August 14, 1948

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

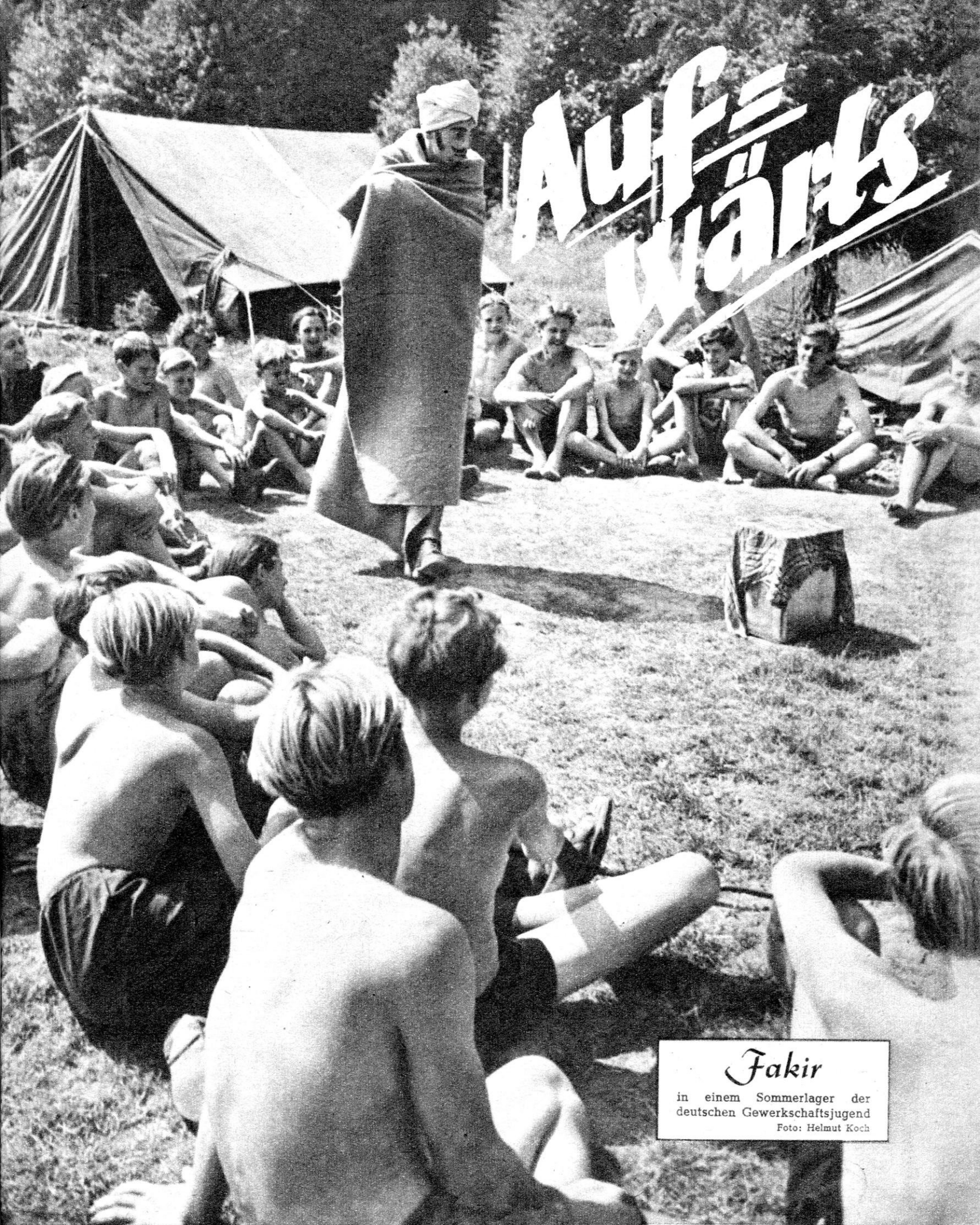
This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Aufwärts

Fakir

in einem Sommerlager der
deutschen Gewerkschaftsjugend

Foto: Helmut Koch



WIR FORDERN EINE

JUGENDAMNESTIE

Korruption, Bestechung, Schwarzhandel, Vergehen gegen die Verbrauchsregelungsgesetze nahmen seit dem Zusammenbruch 1945 bis zum Währungsschnitt ungeahnte Ausmaße an. Zehntausende junger Menschen gerieten vor dem Währungsschnitt in die Maschen und Fallstricke der Gesetze. Aus der Wirrnis der Zeit wurden sie zu Gesetzesübertretern. Die Not, das Elend, der Hunger und der Wunsch nach Wärme trieb sie in Schwarzmarktgeschäfte aller Art. Aber nicht nur das, auch das leichte Geldverdienen lockte. Bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen wären sie nicht straffällig geworden.

Sie hatten große Vorbilder: ihre Chefs, ihre Lehrmeister, die Verwandtschaft, die Nachbarschaft. Wer über die Zeit hinwegkommen wollte, tat irgend etwas, ob im kleinen oder im großen Stil. Hinüber wollten alle. Ja, alle, gleich wo sie standen. Nur die Form, in der es geschah, war unterschiedlich. Die Pech hatten wurden gefaßt. Millionen gingen leer aus. Der kleine Gesetzesübertreter war das Opfer. Er konnte keine Kautions stellen und sich auch keinen glänzenden Anwalt nehmen. Und das traf in der Hauptsache zehntausende Jugendliche. Sie wanderten in die Strafanstalten. Sie wurden zu Arbeitsgruppen zusammengestellt, räumen Schutt, ziehen Kanäle, bauen Kinos oder sonstige Dinge. Da war es möglich, daß kleine Schwarzhändler am Bau mit schwarzen oder kompensierten Baustoffen bauten.

Schuld verlangt Sühne. Aber es ist an der Zeit, zehntausenden jungen Menschen die Möglichkeit zu geben, einen Weg zurück zu finden. Man gebe ihnen die Zeit, sich wieder in die Ordnung einzufügen. Man lasse sie nicht erst ganz verhärten und für die menschliche Gesellschaft ganz verlorengehen. Ohne diese Möglichkeit würden sie unter Umständen niemals mehr auf den rechten Weg kommen. Ihre Schuld ist auch die Schuld unserer heutigen Gesellschaftsordnung, die wenig oder gar nichts getan hat, um diese Schuld zu verhüten.

Wir fordern die Landtage auf: Amnestiert die Jugendlichen! Amnestiert die jungen Menschen, die sich gegen die Kriegswirtschaftsverordnung vom 4. 9. 1939 in der Fassung von 1942 und gegen die Verbrauchsregelungsverordnung in der Fassung vom 26. 11. 1941 vergangen haben und deren Strafe die Höhe von einem Jahr nicht übersteigt.

Wir fordern! Gebt ihnen die Freiheit, gebt ihnen die Chance, sich zu bewähren, gebt ihnen die Chance, wieder in unsere Gemeinschaft zu finden, ehe sie ganz verzweifeln und nicht mehr zurückfinden. Wir haben die Pflicht, ihnen diese Chance zu geben.

Wir fordern

die Amnestierung

der Jugend!

Fotos: Helmut Koch

jugendlicher Arbeitskräfte zugunsten des Unternehmers. Der Leidtragende ist aber der Jugendliche und darüber hinaus das ganze Gewerbe. Wir können nur durch unsere eigene Arbeit wieder zu normalen und erträglichen Verhältnissen kommen, die Voraussetzung dazu ist aber die Heranbildung eines qualifizierten Nachwuchses.

Wir sind uns darüber klar, daß dieses nicht ein Einzelfall ist. Wir alle sollten deshalb mithelfen, die Kreise, die nur ihr eigenes Ich im Auge haben, in ihre Schranken zurückzuweisen. Eine besondere Aufgabe der Betriebsräte und Jugendvertrauensleute ist es, die beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten zu überwachen, aber darüber hinaus muß die werktätige Jugend von sich aus die Augen offen halten und diese Arbeit unterstützen.

Volgemann

WER HILFT UNS?

Ich habe jetzt drei Lehrjahre hinter mir und erhalte monatlich — wohl tarifgemäß — 55,— DM „Kostgeld“. Das sind, wie ich errechnet habe, bei rund 200 Arbeitsstunden 25 D-Pfg. Stundenlohn. Seit der Währungsreform mit der Einführung der Deutschen Mark bin ich voll und ganz auf mich selbst, auf meinen Verdienst angewiesen. Ja, ich sollte eigentlich sogar noch meinen Eltern und Geschwistern eine Unterstützung abtreten. Doch eine nüchterne Betrachtung der unbedingt notwendigen Ausgaben zeigt klar, daß dieses Vorhaben ganz unmöglich ist. Für mein Mittagessen benötige ich täglich 1 DM. Dazu kommen im Monat 10 bis 15 DM für die restliche Verpflegung, so daß ich allein für mein täglich Brot 45 DM ausgeben muß. Und für meine Kammer verlangen meine Wirtsleute aus Gnade und Barmherzigkeit nur 5 DM. Da bleiben mir nun noch weitere 5 DM im Monat für kleinere Ausgaben, für den Schuster, den Friseur, für Wäsche, Reisen, Theater, Bücher und Zeitungen oder auch größere Anschaffungen. Bei der Arbeit trage ich einen Kittel, der mir kaum bis an die Knie reicht und vollkommen zerrissen ist. Jeder, der mich sieht, amüsiert sich darüber (und ich lache mit, denn ich habe Humor), aber niemand denkt daran, daß ich vier Monate lang sparen müßte, um mir einen Arbeitskittel leisten zu können. Vier Monate lang könnte ich nicht die Mittel aufbringen, mir meine Haare schneiden zu lassen, könnte keinen Brief schreiben, keinen Pfennig außer dem Geld für Verpflegung ausgeben, ja nicht einmal meinen Gewerkschaftsbeitrag zahlen. Wenn in vier Wochen mein einziges Paar Schuhe auseinanderfallen wird, dann werde ich einen Monat lang nur noch von halber Verpflegung leben können. Weil ich mir vor kurzem eine neue Brille kaufte, war ich gezwungen, in der letzten Dekade die Hälfte meiner Lebensmittellkarten zu verkaufen, um mir überhaupt etwas Brot beschaffen zu können.

Tatsächlich ist es so, daß man bei acht Stunden Arbeit hinter dem Setzkasten gerade das zum Leben notwendige Essen verdient. Ist diesem Notstand nicht abzuhelfen? In neuen Tarifvereinbarungen sollte auch dieses Umstandes gedacht werden. Ein Lehrling, der seinen ganzen Lebensunterhalt selbst verdienen muß, kann nicht mit dem „Kostgeld“ auskommen, welches den Vorkriegspreisen angemessen und mehr als Taschengeld denn als Lohn gedacht ist. Für gleiche Arbeit sollte man gleichen — zumindest aber angemessenen — Lohn zahlen. Denn niemand wird behaupten, daß ein Gehilfe fünfmal mehr leistet als ein Lehrling und deshalb nach der Gesellenprüfung eine 500prozentige Lohnerhöhung erhält. Oder ist wenigstens der Unternehmer nicht gesetzlich gebunden, aus eigener Initiative eine Erhöhung des „Kostgeldes“ vorzunehmen?

H. G. Graeve

WARUM STATT ANLERNBERUFE MEHR LEHRBERUFE?

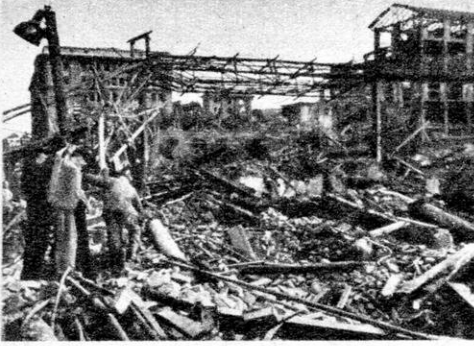
In der Zeit des Nationalsozialismus ist über die üblichen Lehrberufe hinaus noch eine etliche Zahl zu Anlernberufen ernannt worden. Man ist s. Z. von dem Gedanken ausgegangen, möglichst viele junge Menschen in das Berufsleben hineinzupumpen, um andere Kräfte für kriegsrische Zwecke freizustellen. Es ist selbstverständlich, daß sich eine flüchtige spezielle Ausbildung nicht nur zum Nachteil des einzelnen, sondern auch zum Nachteil des betreffenden Gewerbes auswirkt. Daran war man nicht interessiert, sondern benutzte jedes Mittel, um die eigenen parteipolitischen Ziele zu erreichen.

Es ist bedauerlich, daß in der heutigen Zeit von bestimmten Kreisen diese Anlernverhältnisse als das Primäre herausgestellt werden und weiter ausgebaut sehen möchten. Die meisten Jugendlichen, die in ein Anlernverhältnis eintreten, sind sich nicht über den Unterschied zwischen der eigentlichen Lehr- und Anlernzeit klar. Sehr oft wird in der entschieden kürzeren Anlernzeit ein Vorteil gesehen.

Die Lehrlingsstaffelungen der einzelnen Tarifverträge sind zum Teil revisionsbedürftig, trotzdem ist doch jeglicher Lehrlingszüchterei ein Riegel vorgeschoben worden. Bei den Anlernberufen gibt es aber keine gesetzlichen oder tariflichen Regelungen, die

die Höchstzahl der Anlernlinge eines Betriebes festlegen. Die Handwerkskammern sollen die Genehmigung zur Einstellung neuer Anlernlinge erteilen. Unter Berücksichtigung, daß die Handwerkskammern genau wie die Industrie- und Handelskammern nach wie vor Interessenvertretungen der Unternehmer sind, ist es nicht verwunderlich, daß diese Einschränkung sehr oft labil behandelt wird. Wie weit eine Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte gehen kann, wird am besten durch folgendes Beispiel illustriert: Ein Betrieb beschäftigt einen Meister und neun Gehilfen, darüber hinaus sechs männliche und drei weibliche Lehrlinge. Wenn man schon geteilter Meinung darüber sein kann, ob es in allen Fällen ratsam ist, jeden Gehilfen mit der Ausbildung eines Lehrlings zu betrauen, so sollte doch Klarheit darüber herrschen, daß damit die Ausbildungsmöglichkeiten eines Betriebes erschöpft sind. Die Geschäftsleitung ist in diesem Falle etwas anderer Auffassung. Denn neben der angeführten Belegschaft sind noch 22 Anlernlinge und 14 Angelernte (alles Jugendliche) dort beschäftigt. Ein Facharbeitermangel ist wohl in allen Berufen zu verzeichnen. Wird er aber mit solchen Methoden überbrückt oder gar überwunden? Nein, im Gegenteil, es ist weiter nichts als eine Ausbeutung

PLAUDEREIEN über Politik und Wirtschaft



Ludwigshafen

M-D. Die furchtbare Katastrophe bei den Badischen Anilin-Werken, Ludwigshafen, löste ein tiefes Mitgefühl für die Opfer und deren Angehörige bei allen Werktätigen in der Welt aus. Noch ist die Zahl der Toten nicht bekannt, aber es sollte heute schon die klare Forderung erhoben werden, die Ursachen der Katastrophe bis in alle Einzelheiten zu klären. Das vor allem sind wir den Angehörigen der Opfer unbedingt schuldig. Über die Ursachen ist manches geschrieben worden, was ganz offenbar den Stempel einer tendenzbedingten Propaganda trägt. Gerade aber, weil die entsetzliche Explosion nicht an einer Stelle erfolgt ist, die deutscher Aufsicht und Kontrolle untersteht, sollte eine Untersuchung so schnell wie möglich in einer Form durchgeführt werden, die keinen Zweifel an ihrem Ergebnis läßt. Wir halten es nicht für richtig, daß in irgendeinem Betrieb in Deutschland besatzungsmilitärische Stellen Experimente vornehmen dürfen — der Zweck solcher Experimente spielt dabei gar keine Rolle —, ohne daß die von der Belegschaft gewählten Betriebsräte die notwendige Kontrolle darüber haben, ob die Sicherheitsvorrichtungen beachtet werden. Da dem deutschen Volk und auch der zuständigen Landesregierung keine Machtmittel zur Verfügung stehen, um eine Untersuchung des Unglücks in Ludwigshafen zu erzwingen, sollten die Gewerkschaften in Frankreich ihrerseits eine solche fordern.

Neue diplomatische Verhandlungen um das deutsche Problem?

Von einer Sauregurkenzeit kann man in der großen Politik nicht reden. Hinter dem Vorhang der Weltpolitik wird eifrig verhandelt, gehandelt und gefeilscht. Nach den sehr zornigen, beinahe drohenden Noten, welche die Westmächte in der Berliner Frage nach Moskau gerichtet haben, erfolgte eine glatte Ablehnung der westdemokratischen Forderungen durch die Russen. Darob sehr saures Reagieren im Westen. Aber man sagte sich, jede Lösung ist besser als ein neuer Krieg. Deshalb gingen Bevins

Privatsekretär und der amerikanische Botschafter in Moskau als Unterhändler in den Kreml. Zunächst standen die Herren vor verschlossenen Türen. Herr Molotow war gerade in Urlaub, was auch manchmal zu den diplomatischen Gepflogenheiten gehört. Als er zurückkam, stieg man in neue Verhandlungen ein. Stalin selbst schaltete sich ein. Man spricht von einer neuen Viererkonferenz, und die politischen Geiger spielen wieder einmal Hoffnungslieder. Jedenfalls scheint uns die diplomatische Position der Kreml-Leute stärker zu sein als die ihrer Gegenspieler. Die Russen haben die Blockade Berlins nicht gelockert. Über die kostspielige Luftbrücke hinweg werden die Berliner der Westsektoren nach wie vor schlecht und recht ernährt. Langsam aber kommt die Industrie zum Erliegen. Es fehlt an Strom und Gas. Darüber verfügen die Volksdemokraten. Die Russen winken ihrerseits den Berlinern mit russischen Lebensmittelunterstützungen und hoffen damit Sympathien zu gewinnen. Liebliche Zustände müssen in unserer Reichshauptstadt herrschen. Es gibt sogar zwei Polizeiprääsidenten. Einen von Moskaus Gnaden, Herrn Markgraf, er war einmal gewichtiges Mitglied der Freideutschland-Bewegung in Moskau, der andere ist Herr Stumm, der von der Mehrheit der Berliner Stadtverordneten auf seinen Posten berufen wurde. Beide können verhaften und tun's auch. Dabei gibt es oft Mißgriffe. Dann folgen Protestnoten seitens der respektiven Militärregierung. Die Berliner aber demonstrieren. Die einen im westdemokratischen Sektor gegen die Hungerblockade, die anderen unter volksdemokratischen Fahnen gegen die „westlichen Imperialisten“. Keiner aber der Siegerdiplomaten bzw. Generale sagt es den Berlinern rund heraus: Ihr seid Handelsobjekt im Spiel zwischen Washington und Moskau.

Auf alle Fälle haben die Russen erreicht, daß das gesamtdeutsche Problem erneut zur Diskussion gestellt worden ist. Was dabei herauskommt, das werden wir vermutlich in 14 Tagen wissen. Gewitzigt durch die Erfahrungen der letzten drei Jahre, sollten wir uns keiner Illusion hingeben. Dasselbe gilt auch für die Entwicklung im inneren Deutschland. Auf der letzten Londoner

Gewerkschaftskonferenz der Marshall-Länder

fand Kollege Hans Böckler sehr scharfe Worte gegen die wahnwitzige Demontagepolitik der Alliierten. Die deutschen Arbeiter sind ihm dafür sehr dankbar. Momentan greifen die Franzosen nach den wertvollen Uhrenfabriken in ihrer Zone. In Paris möchte man diesen doch so kriegswichtigen Teil der deutschen Industrie als lukrativen Beitrag für die französische Exportindustrie einheimsen. Wenn man das jenseits des Rheins tut, warum schimpft man dann so angelegentlich über die bösen Alliierten jenseits der Elbe? Es gibt eine seltsame Logik, wenn es ums Geschäft auf Kosten eines besiegten Volkes geht! Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die Worte Heinrich Heines, ... und sie stinken beide ... Tragisch bleibt nur, daß bei derlei Methoden das bißchen Hochachtung vor der Demokratie immer mehr zum Teufel geht. Erfreulichere Aussichten erweckt die Annahme des

Gesetzes zur Sozialisierung der Kohle

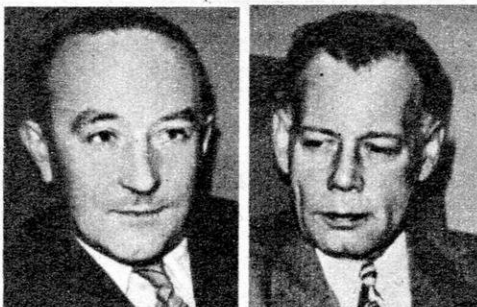
durch den Landtag von Nordrhein-Westfalen in seiner Sondersitzung am 5. und 6. August. In der Sitzung selbst gab es noch einige kritische Momente, welche die Annahme des so wichtigen Gesetzes in Frage stellten.

Mehrmals mußte die Tagung unterbrochen werden. Hinter verschlossenen Türen balgten sich die Mitglieder der Fraktionen. Es gab dabei hitzige Wortgefechte. Die Kompromißler in der SPD und die Gewerkschafter bei der CDU erhofften sich eine Lösung, die allen Gewerkschaftern die Zustimmung zu dem Gesetz möglich mache. Der Streit ging um ein Projekt, das von Ministerpräsident Arnold dem Wirtschaftsausschuß vorgelegt worden war. Eine Einigung kam aber nicht zustande, und so wurde über den SPD-Gesetzesentwurf abgestimmt. Die CDU enthielt sich der Stimme, hauptsächlich wohl deshalb, um den CDU-Gewerkschaftern keinen Zwang auferlegen zu müssen, gegen ein Gesetz zu stimmen, für dessen Grundprinzipien auch sie eintreten. Man kann allerdings nicht sagen, daß die Sozialdemokraten das Gesetz gut durchdacht haben. Es weist mancherlei ernste Mängel auf, was den spitzfindigen Juristen unter den Sozialisierungsgegnern die Möglichkeit gab, Argumente gegen das Gesetz vorzubringen, welche ihre tatsächliche Gegnerschaft zur Sozialisierung ausgezeichnet vernebelten. Immerhin, das Gesetz stellt einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zu einer besseren sozialen Ordnung dar. In Washington wird es Stirnrunzeln bei den Großkapitalisten geben, und man wird die Truman-Regierung scharf zu machen versuchen, die Sozialisierung zu verhindern — trotz des Gesetzes. Daß aber deutsche Sozialisierungsgegner willig Hilfsstellung leisten werden, dürfte uns nicht sehr erstaunen. Eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus. Das hat sinnfällig wieder der Prozeß gegen die Männer um Krupp und gegen die IG-Farben-Leute in Nürnberg bewiesen.

Was gestern unter dem braunen System Nutznießer war, macht heute in der neuen Zeit die Not des Volkes zur Tugend des Schwerverdienens.

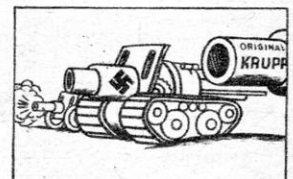
Die Preise für alle Bedarfsartikel

haben eine Höhe erreicht, die den Unwillen des kaufenden Publikums aufstachelt. Und siehe da, als unter Führung der Gewerkschaften hier und dort Käuferstreiks organisiert wurden, gingen in diesen Orten die Preise plötzlich bis zu 50 % herab. Wenn sich die zuständigen Behörden beim Frankfurter Wirtschaftsrat nicht dazu bequemen können, durch Höchstpreisfestsetzung und Preiskontrolle den Käufer vor Wucher und Betrug zu schützen, dann müssen eben andere Mittel angewandt werden, um die Preisgestaltung in vernünftige Bahnen zu lenken.



Der amerikanische Botschafter Bedell Smith (rechts), Herr Frank Roberts, der Privatsekretär Bevins (links)

1. 1939: Krupp verdient am Krieg.



2. 1948: Freunde helfen. Krupps sollen helfen.



3. Krupps Vermögen für Rentner und Invaliden!



Foto: DPD (3), Zeichnungen: Jos. Herff (3)

Die jungen Arbeiter

Dichtung: Karl Dedgner
Weise: Adolf Kohnmann, 1930



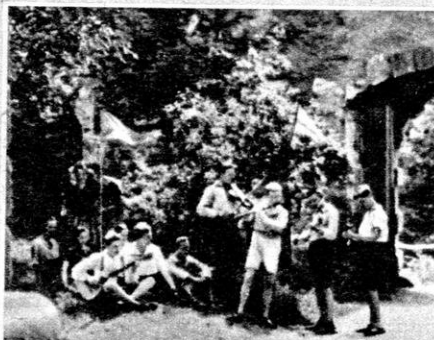
2. Walzen, Käder, Transmiffion drehen sinnvoll ihre Kreise,
singen eine neue Weise, summen einen hellen Ton.
3. Euch, Maschinen, Gruß und Dank für das fleißige Bewe-
gen: Unfre eisernen Kollegen seid ihr, stählern, stark und
blank.
4. Eure Kräfte, unser Gien, eng vereint zu großen Taten,
lassen eine Welt geraten ... Eure Kräfte, unfre Stirn:

Mit freundlicher Genehmigung des Christophorus-
Verlages im Breisgau

Vom Singen

Wir sind eine Gemeinschaft junger Men-
schen. Ein Ausdruck unserer Gemeinschaft
ist das Singen. Wir wollen singen, nicht
schreien. Schreien verdirbt die Stimme.
Singen ist nicht eine Angelegenheit des
Mundes, sondern des ganzen Menschen.
Mit einem leisen Singen müssen wir an-
fangen. Gesang ist klingende Sprache.
Ich muß mich beim Singen in die Gemein-
schaft einordnen. Nicht meine Stimme
allein ist entscheidend, sondern das Zu-
sammenklingen der vielen.

Jedes Lied hat seinen eigenen Charakter.
Das eine ist feierlich und ernst, das
andere verhalten und innig, und bei
diesem ist die ganze Freude des Lebens
zu verspüren. Den Rhythmus des Liedes
müssen wir beim Singen hören, sonst
wird es nie klingen. Wir müssen lernen,
vom marschmäßigen des Soldatentones
abzukommen. Jedes Lied an seine Stelle.
Auf Fahrt und im Lager werden wir
andere Lieder singen als beim Gruppen-
abend. Bei fröhlichem Tanz wird das
Lied anders klingen als bei der Feier-
stunde der Arbeit. Es geht nicht, Lieder
wie „Leipziger Allerlei“ abzusingen, das
Laute mit der Minne, das Lied von der
Arbeit mit dem Lied von der Fahrt zu ver-
mischen. Wir singen ja nicht zur Unter-
haltung, sondern sehen im Lied einen
Ausdruck des Ichs in der Gemeinschaft.



JUGENDHERBERGEN BRÜCKEN DES FRIEDENS

Um 1900 wurde der Lehrer Richard
Schirrmann von Ostpreußen in das Ruhr-
gebiet versetzt. Er erkannte sehr bald die
gesundheitlichen und moralischen Schäden
der von ihm betreuten Schuljugend. Als
Mann der Tat zog er mit seinen Schülern
in den Ferien, nach Wandervogelart, mit
Rucksack und Hordenpott, in die weiten
Wälder des Landes der tausend Berge, in
das Sauerland. Unterkunft fand er bei Bau-
ern in Scheunen und Strohschubern, und
wenn es einmal nicht anders ging, auch bei
Mutter Grün. Jugendherbergen gab es noch
nicht, wenn man von den wenigen Schüler-
und Studentenherbergen absieht, die aber
nur einem kleinen Kreis naturbegeisterter
Hochschüler und Lehrlinge offenstanden.
Unvergeßlich sind den Bergmannskindern
die Fahrten mit Schirrmann geworden. Die
Schönheiten ihrer Heimat lernten sie ken-
nen, erlebten Naturkunde und Geschichte,
wurden frohe, heimatverbundene Menschen.
Auf Anraten von Freunden der Jugend und
des Wanderns erließ Schirrmann 1909 einen
Aufruf in einer Kölner Zeitung, in dem er
zur Gründung von Jugendherbergen aufrief,
besonders der bisher vernachlässigten Lehr-
linge und Jungarbeiter gedenkend. Sein
Vorschlag fand allgemeines Echo, besonders
in Kreisen der zünftigen Wanderer. Der
treueste Gefolgsmann Schirrmanns wurde das
Vorstandsmitglied des Sauerländischen Ge-
birgsvereins, Wilhelm Münker, aus Hil-
chenbach in Westfalen.

In Altena an der Lenne, fast im Herzen des
Sauerlandes, wurde im alten märkischen
Grafenschloß die erste deutsche Jugend-
herberge eingerichtet. Viele weitere Heime
folgten. Der Ausbruch des ersten Welt-
krieges bereitete dem großen Sozialwerk
der Alten für die Jungen ein vorläufiges
Ende. Nach Überwindung der Schwierig-
keiten, die sich nach dem Kriege ergaben,
errang die Idee einen durchschlagenden Er-
folg. Weite Kreise des deutschen Volkes
unterstützten das Jugendherbergswerk.
Keine Jugendarbeit war mehr denkbar ohne
das Fahrtenerlebnis. Parteien, Verbände, Reli-
gions- und Weltanschauungsgemeinschaften,
Schulen und Behörden halfen beim Aufbau.
Die deutschen Gewerkschaften wiesen dem
Werk 650 000 RM zu, die als Zuschüsse für
elf neu zu erbauende Jugendherbergen Ver-
wendung fanden. Aus diesen Mitteln wur-
den u. a. die Musterjugendherbergen Lan-
genberg (Rheinland), Glörtalsperre (Sauer-
land), Brodenbach (Mosel), Sinsin, Weißkir-
chen und Lorch (Rheinland) erbaut. Die Zin-
sen der Stiftung wurden für die Innenein-
richtung der Grenzlandjugendburg Mon-
schau in der Eifel verwandt. Große Jugend-
und Wanderverbände gestatteten die Mitbe-
nutzung ihrer Heime, so die katholische,
evangelische und sozialistische Jugend, der

Touristenverein „Die Naturfreunde“ und die
Deutsche Turnerschaft.

Da von Anfang an auf strikteste partei-
politische und religiöse Duldung Wert ge-
legt wurde, wuchs der Verband zur Be-
wegung. Das Ziel, der wandernden Jugend
Gelegenheit zu geben, in Tageswanderungen
ein schützendes Obdach für die Nacht zu
erreichen, war durch die Schaffung von
über 2100 Jugendherbergen nähergerückt.
Über 4,2 Millionen Übernachtungen wurden
im Jahre 1932 statistisch erfaßt, davon über
30 v. H. Mädchen.

1933 änderte sich dieses alles mit einem
Schlage. Die meisten alten Mitschaffer wur-
den durch die Leitung der Hitler-Jugend,
die das Werk übernommen hatte, entfernt.
Mehrere hundert Jugendherbergen wurden
geschlossen, viele aber für nationalpoliti-
sche Lehrgänge in Anspruch genommen.

Der zweite Weltkrieg zerstörte das Werk
vollends. Es war eine fast kaum zu lösende
Aufgabe für die Gründer sowie die alten
und neuen Helfer, als sie 1945 zum dritten
Male den Neuaufbau des Werkes begannen.
Es fehlte an allem: Die Heime waren zu
einem großen Teil völlig zerstört (im Rhein-
land 25 v. H.), fast alle restlos ausgeraubt,
teilweise fehlten sogar Dächer, Fußböden,
Küchenherde, Türen, sanitäre und Heizungs-
anlagen, Wandplatten und Treppen. Die
nichtzerstörten Gebäude waren sämtlich
zweckfremd belegt mit Kinderheimen, Kran-
ken- und Waisenhäusern, Heilstätten, Flücht-
lingen, deutschen und alliierten Dienststellen,
Industriefirmen und Schulen. Einzelne Be-
hörden hatten sich das Eigentum der deut-
schen Jugend kurzerhand angeeignet.

Harte und schwere Jahre waren es, bis in
den drei Westzonen wieder rund 300 Ju-
gendherbergen betriebsfähig waren. Es fehlt
aber in den Häusern nicht nur an Einrich-
tungen, es fehlt vor allem an der früher so
großen Zahl der ehrenamtlichen Mithelfer,
die nicht zum kleinsten Teil der Gewerk-
schaftsjugend entstammten. Auch heute
braucht das Werk jeden Mitarbeiter und
jeden Groschen.

Der Groschen hat das Werk groß und
stark gemacht, nämlich der Groschen,
der von der deutschen Schuljugend
jährlich einmal gespendet wurde und der es
nach 1945 ermöglichte, daß die Mehrzahl
der heutigen Jugendherbergen wieder er-
öffnet werden konnte.

Die Gewerkschaftsjugend wird gern bereit
sein, das Jugendherbergswerk durch Erwer-
bung der Mitgliedschaft zu unterstützen.
Der Beitrag beträgt für Jugendliche bis 20
Jahre und in Ausbildung begriffene Jugend-
liche bis 25 Jahre 2 DM im Kalenderjahr.
Jeder Ortsverein nimmt Anmeldungen ent-
gegen. Auch geben die zuständigen Landes-
verbände für Jugendherbergen gern Aus-



Jugendherberge in Kleve, von Po-
len im Jahre 1945 ausgeplündert



Auf der Nordseeinsel Juist herr-
lich zwischen den Dünen gelegen



In Meyenburg im Kr. Osterholst-
Scharmbeck ein schönes Heim

Die gewerkschaftliche Erfassung der Jugend ist Sache der Gewerkschaftsverbände. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund kann diese Aufgabe nur im bescheidenen Maße fördern. Dazu hilft die gewerkschaftliche Jugendkommission, in der die Probleme der arbeitenden Jugend behandelt und öfters auch Anträge an das Bundeskomitee gerichtet werden. Die Jugendkommission unterhält auch die Verbindung mit den anderen Jugendverbänden des Landes und vertritt in der Dachorganisation der schweizerischen Jugendverbände die gewerkschaftlichen Interessen. In den Jahren 1945 und 1946 beteiligte sich die Gewerkschaftsjugend auch an schweizerischen Pfingstlandsgemeinden, die mit befriedigendem Erfolg durchgeführt wurden.

Jedes Jahr werden von der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale Wochenkurse für Leiter gewerkschaftlicher Jugendgruppen durchgeführt. Die Leiterfrage ist das Kernproblem aller gewerkschaftlichen Jugendarbeit. Die Ausbildung jüngerer Kollegen, die sich zur Führung von Jugendgruppen mit gewerkschaftlichem Charakter eignen, sollte darum noch weiter ausgebaut werden. Mit der illustrierten Monatsschrift „Gewerkschaftsjugend“ unterhält der Schweizerische Gewerkschaftsbund ein Organ, das die Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter in jugendgemäßer Weise mit der Gewerkschaftsbewegung vertraut machen will und Jugendfragen vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus behandelt. Mehrere Verbände übernehmen je einen bestimmten Teil der Auflage zur Weitergabe an ihre jugendlichen Mitglieder und für Agitationszwecke. Über den Organisationsstand des beruflichen Nachwuchses bestehen keine zuverlässigen Angaben. Jedenfalls ist die Zahl der organisierten Jugendlichen ungleich größer als die in Lehrlings- und Jugendgruppen zusammengefaßten Junggewerkschafter. Weitaus am besten sind die Lehrlinge im Gebiet des Typographenbundes erfaßt, die mit wenigen Ausnahmen einer der 28 Lehrlingsgruppen angehören. Erfreuliche Fortschritte verzeichnete der Schweizerische Bau- und Holzarbeiterverband, dessen Gruppen sich vermehrt haben und der auch be-

friedigende Auswirkungen der Jugendarbeit meldet. Außer den Buchdruckern, dem Metall- und Uhrenarbeiterverband und dem Bau- und Holzarbeiterverband besitzen Jugendgruppen der kleinere Verband der Buchbinder und Kartonager und neuerdings auch der Schweizerische Textil- und Fabrikarbeiterverband und der Verband der Bekleidungs- und Ausrüstungsindustrie-Arbeiter. Die Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter sind in der Schweiz gewerkschaftlich nicht leicht zu erfassen, und es stehen ihnen gegenüber die alten konfessionellen Jugendverbände. Der gewerkschaftliche Nachwuchs wird darum auch künftig wohl nur in einzelnen Berufen aus den Jugendgruppen hervorgehen. Wir sind aber überzeugt, daß aus richtig geleiteten Junggewerkschaftergruppen tüchtige Vertrauensleute mit gewerkschaftlicher Einstellung gewonnen werden können. Die gewerkschaftliche Jugendarbeit verdient allein schon aus diesem Grund, zumal in allen Verbänden, in deren Verbandsgebiet Lehrlinge vorhanden sind, größeres Interesse. Die Tätigkeit in den einzelnen Jugendgruppen wechselt nicht nur von Verband zu Verband, sondern auch von der einen zur anderen Gruppe. Die Gruppen des graphischen Gewerbes befassen sich vorwiegend mit Berufsfragen, veranstalten Kurse und Exkursionen fachlicher Natur und führen berufliche Wettbewerbe durch. Immerhin gibt es auch in diesem Verbandsgebiet viele Gruppen, die Fragen der allgemeinen Jugendkultur und der Gewerkschaftsbewegung ausgiebiger berücksichtigen. In andern Verbandsgebieten ist man der Auffassung, daß die jungen Kollegen durch ihr Tagewerk und die Gewerbeschule genügend mit Berufsangelegenheiten beladen werden und daß es darum gelte, ihren andern Bedürfnissen Rücksicht zu tragen zur wohlthätigen Kompensation gegen die einseitige Berufsbeanspruchung. Die gewerkschaftliche Jugendkommission erstrebt keine Vereinheitlichung der Jugendarbeit. Diese muß überall den wirklichen Bedürfnissen der jungen Kollegen entsprechen. Sie soll aber nirgends ins Parteipolitische abgleiten oder bloß der oberflächlichen Unterhaltung dienen.

Hans Neumann (Bern)

kunft. Durch Vermehrung der Mitgliederzahl wird es ermöglicht, weitere Jugendherbergen freizumachen und einzurichten, damit nicht so viele Jugendliche durch Absagen enttäuscht werden. Eine Jugendherberge an der Nordsee mußte in diesem Sommer rund 100 000 Anmeldungen auf Übernachtungen unberücksichtigt lassen.

Bei weiterer Ausbreitung des Werkes können die Jugendherbergen über den Begriff bloßer Übernachtungsstätten hinausgehen. Sie werden dann auch erzieherisch wirken,

um Kulturmittelpunkte der Jugend aller Weltanschauungen und Richtungen darzustellen. Dem großen Ziel der Gründer, nämlich die Jugendherbergen zu Brücken der Jugend aller Völker zu machen, ist das Jugendherbergswerk dann näher gekommen. Dann sind die Jugendherbergen wahre Burgen des Friedens, der Völkerverständigung und der Freiheit.

Deutsche Gewerkschaftsjugend, hilf mit am Ausbau, es ist auch dein Werk! Theo Müller

Fotos: Jugendherbergswerk (7)



In Syke bei Hannover ist dieses stimmungsvolle Kamminzimmer



Abseits der Großstadt in den Ratinger Wäldern bei Düsseldorf



Uslar-Solling im Kreise Nordheim besitzt dieses schöne Haus

WEISST DU, DASS ...

Die erste Bundesschule des DGB der britischen Zone in Hattingen am 1. September eröffnet wird?

Vom Jugendsekretariat des DGB Land Nordrhein-Westfalen in Westick-Kaiserau ein Jugendleiterseminar mit fünf Lehrgängen abgehalten wird?

Gruppen der Gewerkschaftsjugend des Landes Lippe einen Wandertag veranstalteten?

Die Wuppertaler Gewerkschaftsjugend in Selbsthilfe ein Jugendheim aufbaut? Wo wird Ähnliches getan?

Das Jugendsekretariat des I.-V. Chemie, Keramik, Papier einen 14tägigen Erholungsurlaub junger Gewerkschafter zu einer beispielhaften Schulung gestaltete?

In Hamburg-Alsterdorf ein internationales Jugendlager stattfindet?

Die Gewerkschaftsjugend der britischen Zone 555 000 Mitglieder zählt, davon 364 000 bis zu einundzwanzig Jahren? Bekommen alle den „Aufwärts“? (Geht nicht. Die Auflage beträgt nur 200 000! Der Setzerlehrling.)

Die FDJ den Berliner Jugendring aufgelöst hat?

In Rockhurst, Kansas City, eine Hochschule für Gewerkschaftsführer besteht, an der kürzlich die ersten Studierenden ihr Diplom erhielten? Gibt es jetzt einen Dokortitel der Gewerkschaften?

In einer Entschließung fünfhundert Jugendliche aus allen Zonen Deutschlands sich an den Kontrollrat um Aufhebung des Segelflugverbotes gewandt haben?

Wegen des Anstiegs der Jugendkriminalität im Lande Nordrhein-Westfalen in allen größeren Städten Erziehungs-Beratungsstellen eingerichtet werden sollen?

Die Falken am 1. Oktober in der Walkermühle (Kreis Fritzlar) eine Verbandschule eröffnen?

Der YMCA in dem Schloß auf der Bodenseeinsel Mainau ein Welt-Jugendseminar einrichten will?

Im Jugendhof Steinbach in der Eifel englische und indische Jugendliche mit deutschen zu einer Gemeinschaftswoche zusammentreffen?

Anfang August in Ostende eine internationale Konferenz der sozialistischen Jugend- und Studentenverbände stattfindet?

Jeder vierte Deutsche heimatlos ist? Von rund sechsundsechzig Millionen sind 15 052 000 Vertriebene.

Der NWDR eine Million D-Mark für Studenten in der britischen Besatzungszone zur Verfügung stellte? Könnte nicht die in Not befindliche arbeitende Jugend einmal eine gleiche Unterstützung erfahren?

In Bremen ein Gesetz über Schulgeldfreiheit in Kraft trat, während ein Vertreter des Finanzministeriums von Nordrhein-Westfalen erklärte, daß ein ähnliches Gesetz in der jetzigen Notzeit nicht möglich ist?

Der Bayrische Jugendring Sitz und Stimme im bayrischen Rundfunkrat erhält? Wäre ein gleiches nicht beim NWDR möglich?



Foto: Helmut Koch

KOLLEGIN

findest du, was du benötigst?

Endlich ist es für uns auch wieder möglich, zu den so notwendigen Dingen zu kommen, haben wir, die wir von unserem Arbeitsverdienst allein leben müssen, nach dem Währungsschnitt gesagt. Wir haben uns gefreut über die vielen und schönen Sachen, die plötzlich in den Schaufenstern lagen, und sogar unseren Grimm über Hortung und Warenzurückhaltung haben wir tapfer heruntergeschluckt. Als wir dann noch die Punktkarte in der Hand hatten, waren wir wirklich glücklich. So gut und so zweckmäßig wie möglich wollten wir einkaufen. Wäsche und Strümpfe vor allem brauchten wir ganz dringend. Nicht mehr jeden Abend stopfen und flicken müssen an Stücken, die eigentlich nicht mehr zu flicken waren, bedeutete das für uns. Aber dann kam die große Enttäuschung. Wir gingen von Geschäft zu Geschäft. Wahre Traumgebilde von Damenunterwäsche sahen wir, duftig, zart und leicht. Nicht, daß wir diese Sachen nicht gern gehabt hätten, nein, so war es nicht. Aber wir dachten nicht nur an unsere Punktkarte, sondern auch an unseren Geldbeutel, und überlegten folgendes: Gut einen halben Wochenlohn — bei vielen jungen Arbeiterinnen ist es leider fast ein ganzer — müssen wir für eine Wäschegarnitur opfern. Wenn wir es uns überhaupt leisten können, dann bestimmt nur einmal für eine sehr lange Zeit. Wir überlegten weiter: In drei oder vier Monaten sitzen wir dann bei den zarten duftigen Stücken genau wieder wie vorher jeden Abend da und stopfen ein Loch nach dem anderen. Aber es war nichts zu machen. Starke, haltbare Sachen fanden wir in keinem Geschäft — von den Modellkleidern und Kostümen ganz zu schweigen. Die werden mit ihren Preisen über einhundert D-Mark für die meisten von uns unerreichbar sein. Und Sportstrümpfe suchten wir, nicht nur für uns, auch für unsere Väter, Brüder oder Männer. Nur in den ersten Tagen nach der Währungsreform lagen sie in den Schaufenstern.

Ähnlich erging es uns beim Einkauf von Tellern und Tassen. Wunderschöne Gedecke und Eßservice für sechs und mehr Personen zu einem Preis, für den wir fast zwei Wochen arbeiten müssen, wurden angeboten. Aber einfache und doch schöne Einzeltassen und -teller, die wir brauchen, fanden wir nicht. Wir wissen nicht, ob es an den Rohstoffen liegt, vielleicht kann man diese nicht zu einfachen und zweckmäßigen Dingen verarbeiten, vielleicht ist es aber auch so, daß man bei der Produktion nicht genügend daran denkt, die Bedürfnisse der arbeitenden Menschen zu befriedigen, sondern zuviel daran, wie man am meisten verdient. K. B.

Die Arbeit macht wieder Freude

Erste Lohnzahlung in D-Mark

Eine Tüte Obst im Arm und darüber ein fröhliches, strahlendes Gesicht, so kommt sie uns entgegen, die kleine Schaffnerin. „Seht mal her, was ich mir jetzt alles kaufen kann!“ ruft sie schon von weitem und zeigt stolz das frisch gefüllte Geldtäschchen. Sie hat es in den letzten Monaten nicht leicht gehabt. Der Lohn reichte nicht hin noch her. Nicht einmal zum Sattessen langte es — Obst kannte sie nur noch vom Hörensagen, wie sie oft versicherte. Gar nicht zu reden von anderen, nicht notwendigen Dingen. Aber nun ist sie glücklich, sie verdient Geld, D-Mark, und hofft, mit dem verdienten Geld wieder etwas anfangen zu können. Sie glaubt, daß ihre Arbeit sich nun wieder lohnt.

Vom Bienenstock zur Straßenbahn

Die junge Schaffnerin tut noch nicht lange Dienst in meist überfüllten Straßenbahnwagen einer westdeutschen Ruinen-Großstadt. Früher war sie Imkerin und mit Begeisterung bei ihrer Arbeit. Selbst im leichtesten Luftanzug ging sie an die Körbe, ohne jemals Angst vor ihren befüllten Pfleglingen zu haben. Dennoch mußte auch sie, wie so viele, dem geliebten Beruf entsagen und bei der Heimkehr in die Vaterstadt einen Mangelberuf nachweisen. So wurde sie — angeregt durch das Beispiel einer Freundin — Schaffnerin.

Eine kurze Zeit Dienst mit der Lernschaffnerin, ein zehntägiger Ausbildungskursus, eine mit Herzklopfen erwartete Prüfung, die endlich doch mit „Gut“ bestanden wurde — und dann war sie die fertige Schaffnerin, als die wir sie kennenlernten. Eine Wohnung hat sie sich auch in zähem Kampf erobert, zwei winzige saubere Mansardenstübchen. Miete braucht sie nicht zu bezahlen, aber als Gegenleistung hilft sie in dienstfreien Stunden zweimal in der Woche im Haushalt der Wohnungsinhaberinnen. Dann zieht sie mit Besen und Schrubber dem Staub genau so fröhlich zu Leibe, wie sie ihr Leben täglich aufs neue meistert.

Allen Situationen gewachsen

Den ganzen Stadtplan hat sie mittlerweile im Kopf, alle Haltestellen „ihrer“ und der anderen Strecken kennt sie, mit den oft recht verwickelten Bestimmungen und Verordnungen ist sie vertraut. Ihr Tag ist reichlich ausgefüllt. Frühdienst und Spätdienst wechseln miteinander ab. Selbst am Sonntag, wenn die Freundinnen für vergnügliche Unternehmungen das schönste Kleid anziehen und die Locken besonders sorgsam kämmen, geht sie oft im schlichten Dienstanzug zur Straßenbahn. Nur jeder achte Tag schenkt ihr die wohlverdiente Entspannung. Jedem Fahrgast gibt sie freundlich Auskunft und hilft den weniger in der Stadt Bekannten mit Rat und Tat. Ohne jemals ungeduldig zu werden, schafft sie auch im vollbesetzten Wagen immer noch einigen Draußenstehenden Platz, leitet Kriegsversehrte sorglich zu einem Sitz und nimmt sich der Alten und der Mütter mit kleinen Kindern liebevoll an.

„Auf der Straßenbahn ruht die Hauptlast des Stadtverkehrs, und die Schaffenden aller Berufe sind auf uns angewiesen!“ ist ihr Leitspruch.

Nur ganz selten geht ihr rheinisches Temperament mit ihr durch, meistens dann, wenn Unvernünftige und Unbelehrsame trotz aller Mahnungen unbedingt auf Trittbrettern oder an den Außenseiten anklammern, mitfahren wollen. Dann gibt sie das Notsignal, und wo sie sich nicht selbst durchsetzen kann, holt sie einen der Verkehrsschupos. Aber wenn das Unglück passiert ist, wenn wieder ein besonders Eiliger abgesprungen und zu Fall gekommen ist — manchmal mit schweren Verletzungen den fragwürdigen Zeitgewinn von wenigen Sekunden büßend —, ist sie ruhig und tut alles das, was die Situation erfordert. Ganz abgekämpft und traurig kommt sie dann vom Dienst nach Hause, weil es ihr nicht gelang, das Unglück zu verhüten.

Berufsarbeit — Brot und Freude

Sie hat nicht erst lange gefragt, ob Schaffnerin sein der Beruf für sie ist, den sie, die nach kurzer, früh geschlossener Ehe wieder alleinstehend, ausfüllen kann. Sie hat da angepackt, wo sich eine Arbeit bot, die ihr die Tore zur Heimatstadt wieder öffnete. Zunächst war es ihr darüber hinaus wichtig, überhaupt eine Arbeit zu finden, die sie recht und schlecht ernährte und sie vor dem Abgleiten bewahrte. Jeden Teller Suppe und jeden Zentner Briketts verdient sie sich selbst. Tapfer schlägt sie sich mit ihrer eigenen Hände Arbeit durchs Leben.

Und wenn es ihr einmal zuviel und die Sehnsucht nach der Betätigung in Luft und Sonne bei ihren Bienen übergroß wird, denkt sie an die vielen Menschen, denen noch keine regelmäßige Arbeit das tägliche Brot sichert.

Über die Zukunft und ob sie wieder einmal Imkerin sein kann, macht sie sich keine allzu großen Gedanken. Ihre anstrengende Arbeit ist ihr nicht nur harte Pflicht, sondern Freude. Mit Leib und Seele ist sie dabei — Schaffnerin im Dienst!

Indem sie sich verpflichtet fühlt, den Arbeitern und Angestellten durch Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit ihren Weg zur Arbeitsstätte und in den verdienten Feierabend zu erleichtern, ist sie dem großen Heer aller Schaffenden verbunden. Mit ihren Kolleginnen und Kollegen pflegt sie gute Kameradschaft. In den kurzen Fahrpausen bespricht sie mit ihnen die großen und kleinen Sorgen und Freuden ihres Lebens. Sie ist stolz darauf, daß ihre Tätigkeit genau so hoch bewertet und bezahlt wird wie die ihrer männlichen Kollegen. In der kurzen Zeit ihrer Berufsarbeit hat sie schon sehr wohl erkannt, daß es eine Menge von Ungerechtigkeiten und Schwierigkeiten gibt, die aber von den Schaffenden nur in gemeinsamer Arbeit selbst gelöst werden können zum Wohle und zur Zufriedenheit aller.

H. Z.

FRAUEN IM ÖFFENTLICHEN LEBEN

35 v. H. mehr Arbeitsvermittlungen als in der Woche vor der Währungsreform wurden für Frauen beim Kölner Arbeitsamt getätigt. Bei Männern betrug die Steigerung 70 v. H. Die serbischen Frauen sind in fast sämtlichen Produktionszweigen tätig. Sie stellen in der Industrie 40 v. H. und im Baugewerbe 25 v. H. aller Beschäftigten.

Der Landtag von Nordrhein-Westfalen nahm in seiner letzten Sitzung auf Antrag der

KPD-Fraktion ein Gesetz über Freizeitgewährung für Frauen mit eigenem Haushalt einstimmig an. Danach hat jede erwerbstätige Frau Anspruch auf einen freien bezahlten Arbeitstag im Monat, sofern sie einen eigenen Haushalt führt.

Zum Minister für Heim und Familie wurde in Dänemark Frau Fanny Jensen ernannt; damit ist sie die zweite Frau, die einen Posten im dänischen Kabinett innehat.

Lieber junger Kollege!

Ich gebe zu, daß ich an dem Tage, als Du mich in der Bahnhofshalle sahst, recht mißmutig war. Aber nicht, weil sich niemand um mich kümmerte, sondern einfach, weil ich meinen Zug versäumt hatte und nun zwei Stunden auf den Anschluß nach Bielefeld warten mußte. In den überfüllten Wartesaal mochte ich nicht gehen. Da war es doch noch besser, in der Eingangshalle das Kommen und Gehen der Reisenden zu beobachten. In meiner langen Hose fühlte ich mich an diesem sehr kühlen Julitage durchaus passend angezogen. Das muß ich ganz ehrlich sagen. Wenn ich auch ausgebombt bin, so besitze ich doch ein Kleid und einen Rock und hätte nicht unbedingt in der Hose gehen müssen.

Aber Du erinnerst Dich doch noch, wann wir Mädels erst so recht den praktischen Wert der langen Hose für uns entdeckten? Das war, als wir in Bombennächten lange Stunden im feuchten Keller saßen und zwischendurch nach Brandbomben sahen oder beim Löschen halfen. Später dann, als wir lange Tage und Nächte auf der Bahn zubrachten, war die lange Hose erst recht unentbehrlich.

Und wie war es, als wir 1945 darangingen, aus einer Räuberhöhle, in der kein Zimmer mehr eine heile Decke hatte und weder Fenster noch Türen vorhanden waren, dafür aber große Schuttberge, uns wieder ein Heim zu schaffen? Da mußten wir „unseren Mann“ stehen, und die lange Hose war uns zur Selbstverständlichkeit geworden.

Im langen, harten Winter 1946/47 zogen wir unsere langen Hosen natürlich auch zur Arbeit an. Wenn ich nur an meine lange Straßenbahnfahrt in der Kälte denke!

Ja, und dann die Hamsterfahrten nach Kartoffeln und Gemüse — und erst das Brikett-„Holen“ —, Du weißt schon, wie das war. Heute arbeite ich zwar in einem hübschen hellen Raum. Ich hefte an einer kleinen Maschine Zeitschriften und Mappen. Das ist eine Arbeit, bei der ich stundenlang ruhig auf dem Zementboden stehe. Daher kommt es, daß ich trotz der warmen Jahreszeit immer eiskalte Füße habe, und ich würde sehr gern meine lange Hose anziehen. Aber ich habe nur die eine, und die muß ich für den Winter aufbewahren.

Ach, und noch etwas. Seit einigen Jahren kommen jedes Frühjahr meine Strümpfe, soweit überhaupt noch vorhanden, in eine Schublade und halten da ihren Sommerschlaf, bis sie mit Beginn der kalten Jahreszeit wieder hervorgeholt werden, um wieder einmal einen Winter lang Dienst zu tun. Wenn es aber so ungemütlich kalt ist wie jetzt — auch wenn im Kalender der Sommer regiert —, dann ist die lange Hose für meine unbestrumpften Beine sehr gesund.

Du siehst also, lieber junger Kollege, so einfach, wie Du sie siehst, ist die Sache mit den langen Hosen nicht. Wenn es auch schon einmal Mädels gibt, die aus „Angabe“ beim schönsten Sommerwetter mit langer Hose spazieren gehen, zu einer Zeit also, in der ein normales Mädchen darauf bedacht ist, seine Beine braun brennen zu lassen, so beweist das nur, daß Ausnahmen die Regel bestätigen. In unserem besonderen Falle: die lange Hose ist auch für Mädels zu gegebener Zeit ein praktisches Kleidungsstück. Warum willst Du sie uns nicht gönnen?

Hertha

Aus der Fülle der Zuschriften, die uns als Antwort auf den Brief des Kollegen Wolfgang zugehen und die in ihrer Grundhaltung meist die gleiche Meinung wiedergeben, veröffentlichen wir vorstehende Zeilen der Kollegin Hertha, weil uns scheint, daß in ihrem Brief alles Wesentliche gesagt wird, was zu diesem „Problem“ zu sagen ist. Wir hoffen, daß sie auch unseren Kollegen Wolfgang davon überzeugt, daß im Laufe der Zeit die auch uns nicht ansprechenden Übertreibungen von selbst verschwinden. Die Redaktion.



URLAUB ZU HAUSE

Obwohl es gerade die arbeitenden und berufstätigen jungen Kolleginnen oft dringend nötig hätten, können nur ganz wenige sich unter den heutigen Lebensumständen eine Erholungsreise aufs Land, an die See oder in ein Bad leisten. So sehr dies zu bedauern ist, und so dringend wir auch für die Zukunft gerade für die in der Entwicklung stehenden arbeitenden jungen Menschen Erholungsreisen erhoffen, so müssen wir doch in diesem Jahre wieder die uns gebotenen Möglichkeiten zur Erholung zu Hause suchen und finden.

Es geht um unsere Gesundheit. Das mache man sich klar, wenn man einen Urlaubsplan aufstellt. Die meisten der jungen Kolleginnen verbringen ihre Arbeits- und Berufsstunden das Jahr über in geschlossenen, oft staubigen und sonnenlosen Räumen oder Hallen. Licht, Luft und Sonnenmangel aber hat für die Gesundheit nachteilige Folgen. Viele arbeiten tagtäglich im Sitzen, viele im Stehen, fast alle aber sind körperlich einseitig belastet. Hier muß man im Urlaub den richtigen Ausgleich suchen.

Wer im Sitzen arbeitet, muß wandern, radfahren, schwimmen und Ausgleichsgymnastik an erste Stelle setzen. Für die, welche im Stehen arbeiten, ist das Schwimmen und die Ausgleichsgymnastik zu empfehlen, das Wandern und Radfahren aber nur im mäßigen Umfang. Um es kurz auf alle angewendet zu sagen, jeder soll sich im Urlaub die körperliche Bewegung schaffen, die er sonst nicht hat. Wer körperlich schwer arbeiten muß, Sorge natürlich für entsprechende Ruhe, möglichst jedoch im Freien.

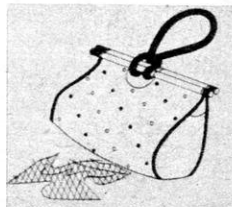
Für alle gemeinsam gilt es, sich einen großen Luft- und Sonnenvorrat für das kommende Arbeitsjahr zu hamstern. Schon morgens früh beginnen wir mit Atemübungen am offenen Fenster. Wer Radio hat, macht gleich die Rundfunkgymnastik mit. Die Arbeit, welche unbedingt im Zimmer erledigt werden muß, machen wir bei offenem Fenster oder gar auf dem Balkon. Mittags nach dem Essen, zu dem wir uns im Gegensatz zu sonst viel Zeit nehmen, tut eine Stunde Ruhe oder Schlaf am offenen Fenster gut und ersetzt ein paar fehlende Kalorien. Nachts schlafen wir natürlich auch bei offenem Fenster.

Vorsichtig sei man beim Sonnenbaden. Man kann sich da sehr leicht mehr schaden als nutzen. So sehr wir uns auch die sonnenbraune Hautfarbe wünschen, hier heißt es Geduld haben. Ein Zuviel auf einmal bringt uns nicht die gewünschte Sonnenbräune, sondern schmerzhaften, krebsroten Sonnenbrand, bei empfindlicher Haut sogar Brandblasen. Manch einer hat sich auf diese Weise schon häßliche Hautschäden geholt,

und auch die sich wochenlang abschälende Haut ist kein schöner Anblick. Aber nicht nur auf die Haut wirkt sich das übertriebene Sonnenbaden schädigend aus, auch auf den Organismus und das Nervensystem. Kopfschmerz, Übelkeit, Mattigkeit und Nervosität sind häufig üble Folgen zu langer Sonnenbäder. Wir nehmen also im Anfang nur ein kurzes Sonnenbad von höchstens 10 Minuten. Jedes weitere Sonnenbad kann um 5 Minuten verlängert werden, bis wir 30 Minuten erreicht haben. Längere Sonnenbäder sind nicht zu empfehlen. Die übrige Zeit verbringen wir im Schatten oder im gemischten Licht unter Bäumen. Nicht die pralle Sonne allein bräunt. Auch der Aufenthalt im Schatten gibt der Haut eine gesunde Tönung.

Den Mahlzeiten wenden wir im Urlaub natürlich auch erhöhte Aufmerksamkeit zu. Da wir mehr Zeit haben, bereiten wir das Wenige, was vorhanden, mit Sorgfalt zu. Wenn ihr es ermöglichen könnt, so macht euch eine Suppe zum Frühstück. Da im Augenblick Salat, Gemüse und Obst angeboten werden, könnt ihr euch sogar etwas Abwechslung verschaffen und vor allem die dringend nötigen Vitamine.

Ein Kino- oder Theaterbesuch, ein Konzert oder nach Geschmack ein sportliches Vergnügen gehört ebenso wie Radio hören oder Bücher lesen in den Urlaubsplan. Dieser Urlaubsplan muß nicht unbedingt ein Programm sein, aber es ist gut und macht auch Freude, wenn man vorher schon alles ein wenig überlegt und sich auf diese Zeit vorbereitet, um sie dann später unbelastet zu genießen. Denn wir wollen ja mit einem möglichst großen Gewinn an Gesundheit und Spannkraft aus unserm „Urlaub zu Hause“ in den Alltag zurückkehren.



Für die Sonnentage im Urlaub kann man die netten Sachen die ihr hier gezeichnet seht, gut gebrauchen. Versucht mal, so etwas selbst zu machen. Es ist gar nicht so schwer. Zwei 50 cm lange Stöcke aus einem Besenstiel, Sackleinen und bunte Garnreste sind das Material zu dieser Badetasche. Der Griff ist eine gepolsterte Rolle oder ein sehr kräftiges Band, welches kreisförmig geschlossen und dann wie eine Häkelmasche um die beiden Stöcke geschlungen wird.



Käufliche Holzsohlen (oder vorhandene alte Holzsohlen ohne das schlechte Oberteil) streicht man am Außenrand farbig an. Am Fuß paßt man dann die Größe des Oberteils ab und fertigt es abgefüllt an. Mit Polsternägeln (dicke Köpfe) schustert man es dann kunstgerecht fest.

Bunte Glas- oder Holzperlen doppelreihig fest um den Hals sind nett zum Luftanzug. Schloß oder buntes Bandchen schließt die Kette.

Ein Brusttuch aus buntbedruckter Seide oder Waschtuch kann zum einfarbigen Strandhöschen getragen werden. Man läßt die Enden im Rücken so lang, daß man sie binden kann.

Anny Ruffing

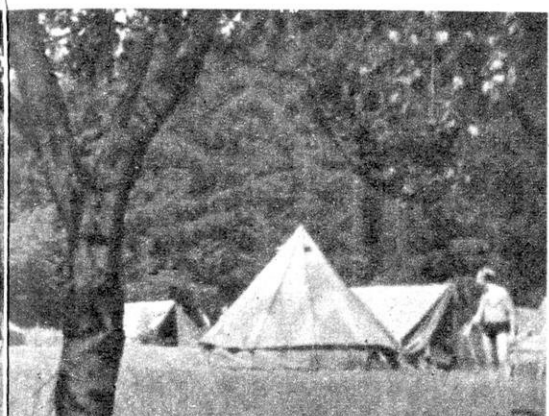


Die leeren Strandkörbe warten. Wir fordern billige Erholungsstätten für die Schaffenden. Foto: dpd

SOMMER SONNE ZELTE



Guter Wille, Gemeinschaftsgefühl und freiwillige Einordnung sind die Grundlagen unseres gewerkschaftlichen Lagerlebens



Wasser, Strand und Luft ermüden und machen hungrig



Zu einem richtigen Zeltlager gehört ein Lagergeist



Römisches Wagenrennen, eines der beliebten Spiele unserer Jungen



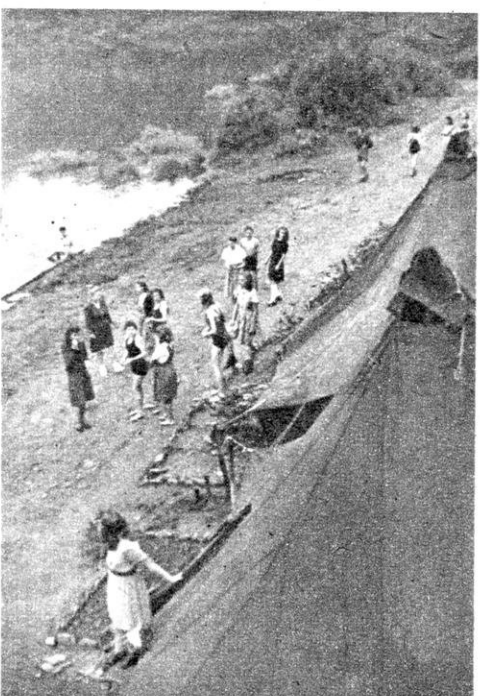
Die kleine Hauskapelle begleitet unsere Lieder



Wasser ist naß. Wer es scheut, wird getauft



Mädel singen: „Warum geht es nicht ohne Peter...“



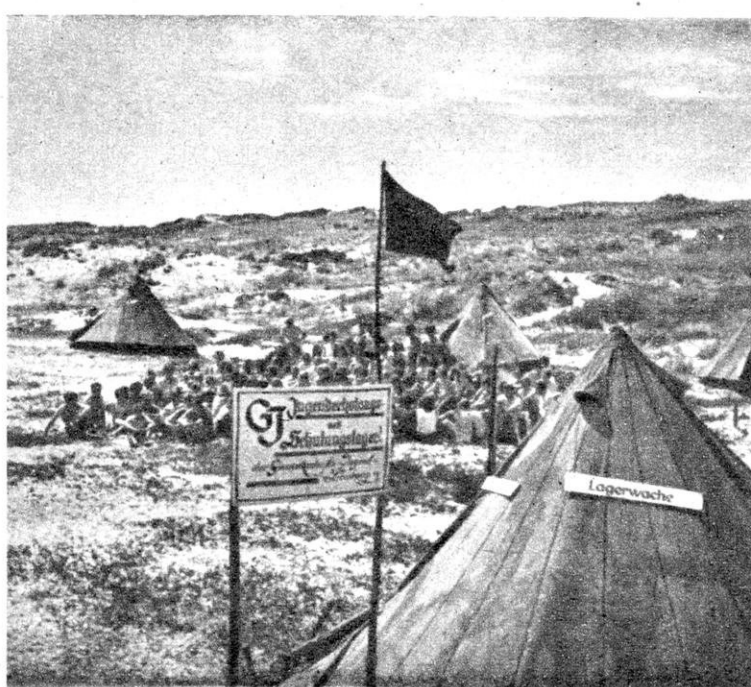
Mädchenlager an der schönen Lingener Talsperre



Inmitten eines Waldtales liegt, umsäumt von hohen Tannen, ein Zeltlager der Gewerkschaftsjugend, ein anderes versteckt zwischen den Dünen an der See und ein drittes irgendwo an einer schönen Stelle im flachen Land. Wir wissen nicht, wo sie alle liegen, doch die wir gesehen haben und von denen uns berichtet wurde, zeigen, daß alle einem Ziel dienen: Abseits von der Unrast der Großstadt und der Mühe des Arbeitstages sollen sich unsere Jungen und Mädchen durch Freude, Spiel und Sport in der Natur erholen. — Wenn die Freizeit des Tages

dem fröhlichen Spiel gewidmet ist und am Abend im geselligen Beisammensein beim Lagerzirkus oder am Lagerfeuer in der dunklen Nacht echtes Jugendleben entsteht, so dient auch ein Teil des Tageslaufes dem ernstesten Gespräch über gewerkschaftliche und soziale Themen. — Zeltlager sind eine Notlösung. Das feste Heim wird unserer Sommerarbeit ganz andere Möglichkeiten geben. Noch behelfen wir uns, doch auch zu diesem Ziel werden wir wieder kommen, dann wird vieles besser.

Fotos: H. Koch (6), D.G.B. Lüneburg (2), W. Utecht (2). Zeichnungen: O. Schwalge (3)



Weitab aller Zivilisation zeltet Lüneburger Gewerkschaftsjugend auf Sylt



Hauptsache: Fröhlich ist das Mittagessen, und der Koch sei nicht vergessen



Express Co Westcote



ausliefert. Platzvertreter der Express-Co. in Westcote, Wisconsin, war Mike Flannery. Vor ihm stand ein Kunde, Herr Morehouse, und bebt vor sprachloser Wut. Zwischen beiden auf dem Zahltisch war eine Seifenschachtel aufgebaut, in der zwei scheckige Meerschweinchen gefräßig Salatblätter knabberten.

„Tun Sie also, was Sie wollen!“ schrie Flannery. „Zahlen Sie dafür und nehmen Sie sie mit oder zahlen Sie nicht und lassen Sie sie da! Vorschriften sind Vorschriften, Herr Morehouse, und Mike Flannery gehört nicht zu denen, die dagegen verstoßen.“

„Aber zum Teufel“, schrie Morehouse zurück, „können Sie denn das hier nicht lesen, in Ihren eigenen gedruckten Preissätzen: »Haustiere, zahm, 25 Cents je Stück?« Indem er seine Stimme zu einer gekünstelten Ruhe zwang, sagte er langsam, mit betont beißendem Spott: »Haustiere, Ha-us-tie-re! 25 Cents das Stück. Zweimal 25 macht 50! Können Sie das begreifen? Ich biete Ihnen 50 Cents!“

Flannery griff nach dem Transporttarif. „Und ich nehme keine 50 Cents“, flüsterte er mit verhaltener Wut. „Hier steht die Verhaltensmaßregel: »Wenn der Vertreter im Zweifel ist, welcher von beiden Sätzen in Anwendung kommen soll, ist der höhere anzusetzen. Der Warenempfänger kann Einspruch wegen Überforderung erheben.« In diesem Fall bin ich im Zweifel. Haustiere mögen diese Tiere hier ja sein, zahm sind sie gleichfalls, aber sie sind auch Schweine, und meine Tarifvorschriften sagen: »Schweine von Neuyork nach Westcote: 30 Cents das Stück.«“

„Sie armer, unwissender Ausländer!“ schnaubte Morehouse, „damit sind doch gewöhnliche Schweine gemeint, keine Meerschweinchen.“

„Schwein ist Schwein“, erklärte Flannery unbeirrt. „Das Ursprungsland des Schweines bedeutet keinen Unterschied im Beförderungspreis, Herr Morehouse.“

„Es ist ein Skandal!“ brüllte Morehouse. „Ihr Vorgesetzter wird das nötige zu hören bekommen! Behalten Sie die Schweine, bis Sie bereit sind, 50 Cents dafür anzunehmen. Aber, bei Gott, werter Herr, wenn ein Haar auf dem Kopf jener Schweine gekrümmt ist, werde ich das Gesetz gegen Sie mobil machen.“

Er schritt würdevoll hinaus. Flannery hob sorgfältig die Seifenschachtel vom Zahltisch. Er war nicht beunruhigt. Er fühlte den Frieden, der einen getreuen Diener überkommt. Herr Morehouse ging indessen wütend nach Hause. Sein Junge, der auf die Meerschweinchen sehnsüchtig gewartet hatte, begriff sofort, daß er nicht nach ihnen fragen durfte.

„Wo ist Feder und Tinte?“ rief er seiner Frau zu, kaum daß er die Türschwelle überschritten hatte. „Ich werde es diesem verrückten Kerl einbrocken. Wenn seine Gesellschaft diesen Brief erhält, wird er sich nach einem anderen Posten umsehen müssen.“

Eine Woche später erhielt Herr Morehouse die Antwort: „Wir bestätigen den Empfang Ihres an den Vorsitzenden unserer Gesellschaft gerichteten Schreibens betreffs Tarifsätze für den Transport von Meerschweinchen von Neuyork nach Westcote. Alle Reklamationen wegen Überforderung bitten wir an unsere Rechtsabteilung zu senden.“ Herr Morehouse sandte der Rechtsabteilung eine sechs Seiten lange Auslese von Spott und Beweisführung. Ein paar Wochen später antwortete die Rechtsabteilung:

„Ihr an unsere Abteilung gerichteter Brief betreffs Tarifsatz für Meerschweinchen hat uns erreicht. Unser Vertreter in Westcote unterrichtet uns, daß Sie Hinterlegung des Betrages ablehnten. Sie besitzen deshalb keine Ansprüche gegen diese Abteilung, und Ihren Brief betreffend richtigen Tarifsatz bitten wir an unsere Tarifabteilung zu richten.“

Herr Morehouse schrieb an die Tarifabteilung, wobei er ein oder zwei Seiten aus dem Lexikon zitierte, um zu beweisen, daß Meerschweinchen keine gewöhnlichen Schweine sind. Mit der Sorgfalt, die für gut durchorganisierte Gesellschaften in den Staaten bezeichnend ist, lief dieser Brief durch alle vorgeschriebenen Kanäle, wurde verbucht, und die dazugehörigen Unterlagen wurden ihm beigeheftet.

Der Leiter der Tarifabteilung legte seine Füße auf den Schreibtisch und gähnte. Er sah flüchtig die Papiere durch. „Fräulein Watson“, sagte er dann, „schreiben Sie bitte: An die Vertretung in Westcote. Bitte geben Sie Auskunft, warum bei dem in beigehefteten Papieren erwähnten Versandgut der Tarif zahme Haustiere verweigert wurde.“ Er sah noch einmal die Papiere durch. „Hu! Meerschweinchen!“ sagte er. „Vermutlich inzwischen verhungert. Fügen Sie noch hinzu: Geben Sie Auskunft über den derzeitigen Zustand der Versandware.“

Als Mike Flannery diesen Brief erhielt, kratzte er sich den Kopf. „Geben Sie Auskunft über den derzeitigen Zustand!“ wiederholte er nachdenklich. „Was wollen die dort wohl wissen? Die Schweine sind bei guter Gesundheit, soviel ich davon verstehe, aber ich war nie Tierarzt. Vielleicht möchten sie, daß ich den Viehdoktor kommen und besagten Schweinen den Puls fühlen lasse.“ Um sicher zu sein, sein Bericht deckte sich auch mit den Tatsachen, schaute Flannery in den Vorschlag. „An Herrn Morgan, Leiter der Tarifabteilung“, schrieb er sodann. „Warum ich sage, Meerschweinchen seien Schweine? Weil sie Schweine sind und das bleiben, bis Sie mir sagen, sie seien keine. So lautet das Vorschriftenbuch. Was ihre Gesundheit anbetrifft, so sind sie alle wohl auf und hoffen das gleiche von Ihnen. — P. S. Es sind jetzt ihrer acht, alle tüchtige Fresser. P. P. S. Ich vorauslagte zwei Dollar für Kohl. Soll ich Rechnung darüber ein-senden?“

Als er diesen Brief erhielt, lachte Morgan. Er las ihn noch einmal und wurde dann ernst. „Weiß der Himmell!“ sagte er, „Flannery hat recht: Schwein ist Schwein. Ich werde Fachauskunft darüber einholen müssen. Inzwischen, Fräulein Watson, schreiben Sie: »An den Vertreter in Westcote. Betrifft Versand von Meerschweinchen, siehe Liste A 6754, Vorschrift 83, allgemeine Anleitungen für Agenten, erteilt deutlich die Weisung, der Vertreter habe sämtliche Lager-, Unterhalts- usw. Kosten vom Waren-

empfänger einzuziehen. Schreiten Sie zum Inkasso.«“

Flannery erhielt diesen Brief am nächsten Morgen. „Ich, und um zwei Dollar fünfzig bei Herrn Morehouse zum Inkasso schreiten“, sagte er leise. „Ich möchte wissen, ob diese Bürohengste Herrn Morehouse kennen!“ Flannery fuhr mit dem Wagen der Express Co. bei Herrn Morehouse vor. „Aha“, rief Herr Morehouse, als er sah, wer es war. „Also sind Sie doch endlich zur Vernunft gekommen, was? Bringen Sie die Schachtel herein!“ „Ich habe keine Schachtel“, sagte Flannery kühl. „Ich habe eine Rechnung für Herrn John Morehouse über 2 Dollar 50 für Kohl, den seine Meerschweinchen gefressen haben. Wollen Sie bar bezahlen?“

Als Antwort warf ihm Herr Morehouse die Tür vor der Nase zu. Flannery sah vorwurfsvoll die Tür an. „Anscheinend lehnt der Empfänger Bezahlung der Kohlköpfe ab“, sagte er.

Herr Morgan, der Leiter der Tarifabteilung, zog den Vorsitzenden zu Rat. Der Vorsitzende wollte die Sache zuerst von der leichten Seite nehmen. „Wie lauten die Tarifsätze?“ fragte er. — „Schweine 30 Cents, zahme Haustiere 25 Cents“, sagte Morgan. „Dann sind natürlich Meerschweinchen Schweine“, sagte der Vorsitzende. — „Ja, wohl“, pflichtete ihm Morgan bei, „ich sehe die Sache ebenso an. Ein Gegenstand, der unter zwei Tarifsätze fallen kann, fällt natürlich unter den höheren. Aber sind nun Meerschweinchen wirklich Schweine? Sind sie nicht Karnickel?“

„Genau besehen“, sagte der Vorsitzende, „sind sie meiner Ansicht nach mehr Karnickel. Eine Art Bindeglied zwischen Schwein und Karnickel. Ich glaube, die Frage lautet: Gehören Meerschweinchen der Familie der Stallschweine an oder nicht? Ich werde Professor Gordon fragen. Lassen Sie die Unterlagen da!“ Der Vorsitzende schrieb an Professor Gordon. Unglücklicherweise befand sich der Professor gerade in den höchsten Anden und sammelte zoologische Arten, so daß der Brief viele Monate brauchte, ehe er ihn erreichte. Der Vorsitzende vergaß die Meerschweinchen. Morgan vergaß sie, Herr Morehouse vergaß sie, aber Flannery vergaß sie nicht. Die Hälfte seiner Zeit war nunmehr ihnen gewidmet. Lange bevor Professor Gordon den Brief des Vorsitzenden erhielt, empfing Morgan einen von Flannery:

„Was diese Meerschweinchen betrifft, was soll ich tun? Sie führen ein fruchtbares Familienleben, es sind jetzt ihrer 32. Soll ich sie verkaufen oder halten Sie ihre Niederlage in Westcote für eine Menagerie? Antworten Sie rasch!“ Morgan telegraphiert:



„Schweine nicht verkaufen.“ Dann schrieb er an Flannery und machte ihn darauf aufmerksam, die Schweine seien nicht Eigentum der Gesellschaft, sondern würden lediglich bis zur Beilegung eines schwebenden Tarifstreites zurückgehalten.

Flannery betrachtete die Meerschweinchen und seufzte. Der Käfig war zu klein geworden. Er zählte die rückwärtige Hälfte des Büros ab. Er arbeitete mit fieberhafter Hast auf seinen Geschäftsgängen, denn die Schweine beanspruchten das meiste seiner Zeit. Einige Monate später ergriff er in Verzweiflung ein Blatt Papier, schrieb „160“ quer darüber und sandte es an Morgan. Morgan schickte es mit der Bitte um Aufklärung zurück. Flannery antwortete: „Jetzt 160 Meerschweinchen, um's Himmels willen lassen Sie mich einige davon verkaufen. Oder wollen Sie, daß ich verrückt werde?“ „Keine Schweine verkaufen“, drahtete Morgan. Nicht lange danach erhielt der Vorsitzende Nachricht von Professor Gordon. Der lange und gelehrte Brief hob hervor, das Meerschwein sei *Cavia porcellus*, während das gewöhnliche Schwein der Gattung *Sus* von der Familie *Suidae* angehöre.

„Sie sind also keine Schweine“, sagte der Vorsitzende zu Morgan. „Der 25-Cents-Tarif ist zuständig.“ Morgan machte den entsprechenden Eintrag auf die Papiere und leitete sie an die Abrechnungsabteilung weiter. Die Abrechnungsabteilung schrieb nach der üblichen Wartezeit an Flannery, er solle, da er 160 Meerschweinchen, das Eigentum eines Kunden, in Verwahrung habe, diese zur Ablieferung bringen und dafür eine Gebühr von 25 Cents pro Stück kassieren. Flannery wandte einen Tag daran, seine Pfleglinge zu zählen, indem er sie durch einen engen Durchlaß im Käfig pferchte. „An die Abrechnungsabteilung“ schrieb er dann. „Mag sein, daß es einmal 160 Meerschweinchen waren, aber ich habe jedenfalls jetzt bereits an die 800. Wie steht es mit den 64 Dollar, die ich für Kohl verauslagt habe?“ Viele Briefe gingen hin und her, ehe die Abrechnungsabteilung verstehen konnte, wieso der Irrtum begangen worden war, 160 Meerschweinchen statt 800 in Rechnung zu stellen, und noch mehr Briefe, um herauszubekommen, was unter „Kohl“ zu verstehen war.

Flannery war jetzt auf ein paar Quadratmeter im Vorderteil des Büros eingeschränkt, und zwei Jungen waren dauernd damit beschäftigt, für die Schweinchen zu sorgen. Am Tag, nachdem Flannery sie gezählt hatte, kamen acht neue dazu, und zu der Zeit, als ihm endlich die Abrechnungsabteilung Vollmacht erteilte, für 800 einzukassieren, hatte er aufgehört, sich noch um die Entgegennahme oder Auslieferung von Waren zu kümmern. Er baute Laufgänge um das Büro herum, Stockwerk auf Stockwerk. Er hatte jetzt für 4064 Meerschweinchen zu sorgen. Täglich kamen neue an.

Sofort nach Übersendung ihrer Vollmacht sandte die Abrechnungsabteilung einen weiteren Brief, aber Flannery war zu beschäftigt, um ihn zu öffnen.

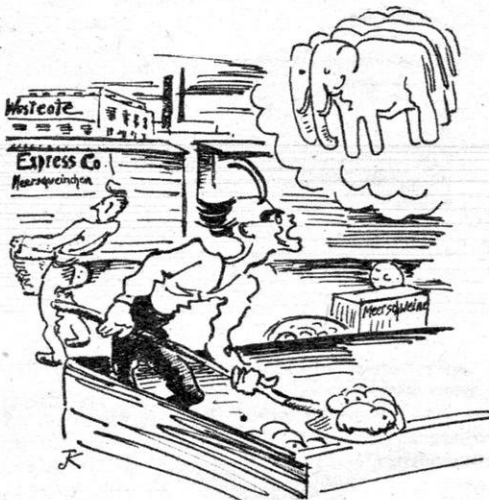
Sie schreiben noch einen, dann telegraphierten sie: „Irrtum in Meerschweinchenrechnung. Kassiert für 2 Stück 50 Cents. Liefert sämtliche an Auftraggeber.“ Flannery las das Telegramm und ging den ganzen Weg zum Haus des Herrn Morehouse zu Fuß. Am Zaun blieb er plötzlich stehen. Ein Schild über dem Eingang besagte: „Zu vermieten.“ Das Haus stand leer. Flannery rannte den ganzen Weg zu dem Expreßbüro zurück. 60 Schweinchen waren während seiner Abwesenheit geboren worden. Er lief wieder hinaus und zog fieberhaft Erkundigungen im Ort ein. Herr Morehouse war nicht nur um-, sondern weggezogen. Er drahtete der Abrechnungsabteilung: „Kann

nicht kassieren. Empfänger unbekannt verzogen. Was soll ich tun?“

Ein Angestellter der Rechnungsabteilung lachte, als er das Telegramm las. „Flannery muß verrückt geworden sein“, meinte er. „Er sollte wissen, daß das vorschriftsmäßig Richtige ist, die Versandware im Falle der Unbestellbarkeit hierher zurückgehen zu lassen.“ Er telegraphierte Flannery.

Flannery machte sich verzweifelt ans Werk. Die sechs Buben, die er angestellt hatte, machten sich gleichfalls ans Werk. Sie arbeiteten mit der Hast Verzweifelter, indem sie Verschläge zurechtzimmerten. Tag um Tag flossen die Käfige voll Meerschweinchen als steter Strom von Westcote nach New-York. Am Ende der Woche hatten sie 280 Kisten verschickt, und im Büro waren 704 Schweinchen mehr, als zur Zeit des Beginns.

„Stoppt Schweinchenversand, Lagerhaus voll“ — kam ein Telegramm. Flannery hörte nur gerade solange mit dem Einpacken auf, um zu antworten: „Kann nicht stoppen.“ Mit dem nächsten Zug kam ein Beauftragter der Gesellschaft mit der Weisung an, den Strom von Meerschweinchen um jeden Preis zu stoppen. Wie sein Zug einfuhr, sah er einen Viehwagen auf dem Nebengleis stehen.



Zeichnungen: Josef Kronenberg

Als er das Expreßbüro erreichte, sah er den Expreß-Lieferwagen vor der Tür vorgefahren. Sechs Buben trugen Strohkörbe voll Meerschweinchen aus dem Büro heraus und entleerten sie in den Wagen. Drinnen schaukelte Flannery, ohne Jacke und Weste, in Hemdsärmeln mit einer Holzschaukel Meerschweinchen in Körbe.

Er blickte zu dem Beauftragten mit einem Anflug von Zorn hoch. „Eine Wagenladung mehr, und ich bin sie los, und nie mehr werden Sie Mike Flannery mit ausländischen Schweinen einfangen. Nein, mein Lieber! Das nächstmal werde ich wissen, daß ein Schwein, von welchem Ursprungsland immer es sein mag, ein zahmes Haustier ist — und zum billigsten Satz befördert wird.“

Er fing wieder eifrig zu schaukeln an. Dann machte er gerade lange genug eine Pause, um einen der Buben seinen Korb hinstellen zu lassen. Nur noch ein paar Meerschweinchen waren übrig. Wie er die abnehmende Zahl wahrnahm, kehrte seine alte Gewohnheit, alles von der lustigsten Seite zu sehen, wieder: „Nun, jedenfalls“, sagte er gutgelaunt, „es ist nicht so schlimm, wie es hätte sein können. Was aber, wenn diese Schweinchen Elefanten gewesen wären?“

Ellis Parker Butler, der 1937 im Alter von 68 Jahren starb, war einer von Amerikas bekanntesten Humoristen. Seine erstmalig 1905 veröffentlichte Geschichte „Schwein ist Schwein“ erlangte Berühmtheit. Er lebte als Nachbar Mark Twains in Muscatine im Staate Iowa am Mississippi. (Mit freundlicher Erlaubnis des Limes-Verlag, Wiesbaden, dem Band „Erzähler von drüben“ entnommen.)

Der Barbierjunge von Segringen

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderbar aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagte zum Wirt, ehe er etwas zu essen



oder zu trinken forderte: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt ja und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitschige Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so zahle ich Euch vier Kronentaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Mann machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Geselle das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: Ich wag's. Geratet es und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronentaler einen neuen Rock auf die Kirchweih kaufen und einen Schnapper. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich tue — und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu tun wäre und nicht um vier Kronentaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: Gottlob!

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte und gibt dem Jungen die vier Kronentaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hättest dich erstochen.“ Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf — und davongesprungen.“ Als aber der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronentaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“

Zeichnung: Rudi Rhein

Johann Peter Hebel

Der Historiker, der die Geschichte der Gewerkschaften schreibt, kann an der Person Adam Stegerwalds nicht vorbeigehen. Die Geschichte der Gewerkschaften ist bis zu einem gewissen Grade auch die Geschichte ihrer führenden Männer. Ohne die überragende Persönlichkeit Stegerwalds wären insbesondere die christlichen Gewerkschaften nicht das geworden, was sie bis zu ihrer Auflösung gewesen sind.

Am 14. Dezember 1874 wurde Adam Stegerwald in Greußenheim bei Würzburg geboren. Mit seinen sieben Geschwistern erlebte er eine harte Jugend, da die Eltern als kleine Bauersleute auf die Mitarbeit der Kinder angewiesen waren. Nach der Entlassung aus der Volksschule trat St. in eine Schreinerlehre ein. Die Zeit des wandernden Handwerksburschen führte ihn an den Rhein, nach Süddeutschland und in die Schweiz. In zehnjähriger handwerklicher Ausbildungs- und Berufsarbeit haben sich seine guten Anlagen prächtig entwickelt. Pfingsten 1899 finden wir den 25jährigen als Delegierten in Mainz auf dem 1. Kongreß der christlichen Gewerkschaften. Hier wurde der Zentralverband christlicher Holzarbeiter gegründet, dessen erster Vorsitzender Stegerwald wurde.

In klarer Erkenntnis der Bedeutung der Schulung und Bildung für die Arbeiterschaft hatte St. in München als Gasthörer bei Brentano volkswirtschaftliche Vorlesungen und an der Handelsschule in Köln Vorträge über staatswissenschaftliche Fragen gehört. Die Verbandsleitung allein genügte dem klugen und weitsichtigen Manne nicht, und so übernahm er bald auch die Schriftleitung der Zeitschrift „Der deutsche Holzarbeiter“ und des „Gewerkschaftsblattes“.

Nach drei Jahren (1902) legte er den Vorsitz im christlichen Holzarbeiterverband nieder, da ihn der 4. Kongreß der christlichen Gewerkschaften in München zum Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften gewählt hatte. Von Stund an ist Adam Stegerwald aufs engste mit der Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung und mit der deutschen Politik verbunden gewesen.

Die alsbaldige Berufung zum Sekretär der internationalen christlichen Arbeiterorganisationen führte den aufgeschlossenen Sohn des Unterfrankenlandes nach England, Holland, Belgien, Frankreich, Portugal, Italien und Österreich.

Der Lebensweg Stegerwalds stieg weiter empor. Er ist der erste Arbeitervertreter gewesen, der (1917) vom damaligen preußischen König in das Preußische Herrenhaus berufen wurde. Ein Jahr vorher war er in den Vorstand des Kriegsernährungsamtes berufen worden. In den Tagen des Zusammenbruchs nach dem ersten Weltkrieg bildete sich unter St. Vorsitz der Deutschdemokratische Gewerkschaftsbund, der später in den Deutschen Gewerkschaftsbund (Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, Gesamtverband der Angestelltengewerkschaften, Gesamtverband Deutscher Beamtengewerkschaften) umgewandelt wurde. Der Tätigkeit als Wirtschaftssachverständiger zur Neuordnung des Güteraustausches des deutschen besetzten Gebietes und Frankreichs mit dem unbesetzten Deutschland folgte die Wahl Stegerwalds in die „Verfassungsgebende Deutsche Nationalversammlung“ und in die „Verfassungsgebende Preussische Landesversammlung“.

In seinen Lebenserinnerungen bemerkt St., es sei ihm lange Zeit möglich gewesen, sich von allen Staatsämtern fernzuhalten und sich nur der gewerkschaftlichen Aufgabe zu widmen. Schließlich mußte er aber 1919 dem Drängen der verschiedensten Parteien nachgeben und übernahm im März das neuerrichtete Preussische Wohlfahrtsministerium.

Bei den Wahlen 1920 zog er als Abgeordneter der Zentrumsparterie in den Deutschen Reichstag ein, dem er bis 1933 angehört hat. Nach etwa dreijähriger Ministerstätigkeit stieg Stegerwald dann 1921 zum Amt des preußischen Ministerpräsidenten empor. In diesem Amt hat er nur ein Ziel gekannt: „Herbeiführung gefestigter Regierungsverhältnisse im Reich“. Das ihm 1923 von allen Parteien angetragene Amt des Reichskanzlers hat Stegerwald abgelehnt. Erst 1929 hat er wieder ein Regierungsamt, und zwar das des Reichsverkehrsministers, übernommen. Aus diesem Amt siedelte er im folgenden Jahr in das Reichsarbeitsministerium über, das er bis in das Jahr 1932 hinein geleitet hat. Nach der Auflösung der Gewerkschaften lebte Stegerwald in stiller Zurückgezogenheit, bis ihn im Jahre 1945 noch einmal das Vertrauen seiner Mitbürger in die Verantwortung eines Staatsamtes — er wurde Regierungspräsident von Mainfranken — zurückrief. Am 3. Dezember 1945 raffte der Tod ihn mitten aus seiner Arbeit an Deutschlands Neubau hinweg.

Mit Stegerwald ist eine der bedeutendsten Führergestalten der Gewerkschaftsbewegung von uns gegangen. Weitblickend, zielklar, unbeugsam in grundsätzlichen Fragen ist er seinen Weg gegangen. In all seinen hohen Staatsstellungen blieb er der schlichte Mensch, als den wir, die mit ihm in beruflicher und außerberuflicher Arbeit zusammenkamen, ihn so sehr geschätzt haben.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, sein Wirken einer umfassenden Würdigung zu unterziehen. Das muß einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben. Wichtig ist es aber, hier das wiederzugeben, was er über die Aufgabe der modernen Gewerkschaften gedacht und ausgesprochen hat.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt er im Jahre 1924: „In weiten Arbeiterkreisen hat man bis heute noch nicht begriffen, daß sich die Stellung der deutschen Arbeiterschaft im öffentlichen Leben fundamental geändert hat. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung muß in sehr viel stärkerem Maße Mittelpunkt im Staats- und Wirtschaftsleben werden. Ich bin fest davon überzeugt, daß ohne eine veränderte geistige Einstellung der Arbeiterbewegung ein dauernd besserer Staats- und Wirtschaftsaufbau nicht möglich ist.“

Diese Gedanken klangen auch in den richtungweisenden Ausführungen Stegerwalds auf dem Kongreß der christlichen Gewerkschaften in Essen im Jahre 1920 durch. Es war eine klare gewerkschaftliche Zielsetzung, die dort gegeben wurde. Eine Zielsetzung, die ausdrücklich über eine nur klassenmäßige Lohninteressenpolitik hinauswies, indem sie die Gewerkschaft zum verantwortlichen Mitträger der Produktion erhob. Durch geordnete überbetriebliche Vertretungen u. a. sollen sie teilhaben an der gesamtwirtschaftlichen Ausrichtung der einzelnen Branchen. Die wechselseitige Begrenzung von Freiheit und Bindung, nicht abstrakte mechanische Gleichheit, sondern gegenseitige organische Ergänzung der Ungleichheiten im Sinne menschenwürdiger Rangordnung war das Ziel, das Stegerwald vorschwebte.

„Mein Ziel“, so sagte er, „geht dahin, die Arbeiterschaft und ihre Vertretungskörper als einflußreichen und mitbestimmenden Faktor in den deutschen Wirtschaftsorganismus einzubauen.“

Stegerwalds reiches Leben ist in Wahrheit ein Leben für die Gewerkschaftsbewegung, ein Leben für Deutschland gewesen.

Möge auch unsere Gewerkschaftsjugend von diesem unerschütterlichen Glauben an die Aufgabe der Gewerkschaftsbewegung und an die nicht minder große Aufgabe jedes einzelnen in ihr durchdrungen sein. (Dr. Fr. Deus)

Jeder von uns, der einen Betrieb zum ersten Male betritt, wird von der Fülle der auf ihn einströmenden Eindrücke gefangen genommen; maschinelle Anlagen, besondere Organisationsformen des Arbeitsverlaufes, wie Fließbandfertigung, und auch die hochentwickelte Handfertigkeit qualifizierter Spezialisten erregen Aufmerksamkeit.

In besonderem Maße trifft dies für den jungen Menschen zu, der als Lehrling oder Jungarbeiter in den Betrieb eintritt. Er ist ja nicht nur ein interessierter Zuschauer, sondern er wird ein Glied dieses ganzen Organismus.

Hier sind für ihn vor allem zwei Gebiete wichtig: die Arbeitsleistung, die von ihm verlangt wird, und das Entgelt dafür, das er in Form seines Lohnes erhält. Um diese beiden Dinge gruppiert sich natürlich eine Menge anderer Fragen, die bei der Betrachtung von Arbeitslohn und Arbeitsleistung wichtig sind, deren Betrachtung wir aber zunächst zurückstellen wollen. Wir beschäftigen uns also hier nur mit dem Problem der gegenseitigen Beziehungen zwischen Lohn und Leistung und mit den sich daraus unmittelbar ergebenden weiteren Fragen.

Der Lohn ist leicht zu messen, da er im allgemeinen in Form eines Geldbetrages, bei uns also in Mark und Pfennig, ausgezahlt wird. Es ist natürlich gleichgültig, ob das Arbeitseinkommen im täglichen Sprachgebrauch als Lohn oder als Gehalt bezeichnet wird. Bei der Arbeiterschaft spricht man von Lohn, bei den Angestellten und Beamten von Gehalt.

Schwierigkeiten treten auf, wenn man ein Maß für die menschliche Arbeitsleistung sucht. Die technische Leistung von Motoren und Maschinen läßt sich zwar gut messen, aber die Arbeitsleistung des Menschen besteht ja nicht nur wie die der Maschine aus den drei Begriffen Kraft, Weg und Zeit. Die menschliche Leistung kann man dagegen nicht mit der gleichen Sicherheit messen; denn zur menschlichen Arbeit gehört mehr als nur eine Kraftanstrengung. Wissen, Kenntnisse, Fachkönnen und Geschicklichkeit, um nur einige wichtige Begriffe zu nennen, lassen sich weder mit dem Zollstock noch mit der Waage messen.

Trotz dieser Schwierigkeit und der Unmöglichkeit, eine Messung vorzunehmen, mußte man für die Praxis ein Maß für die menschliche Arbeitsleistung finden, nach dem man den zu zahlenden Lohn festsetzen konnte. Die einfachste Methode ist die, die aufgewendete Arbeitszeit als Maß für die Arbeitsleistung des Menschen zu nehmen. Damit haben wir den Zeitlohn, der im allgemeinen auf die Stunde bezogen wird. Auf diese Weise kann man nämlich verschiedene Lohnsätze besser miteinander vergleichen, als wenn man sie auf den Arbeitstag oder gar auf die Woche bezieht. Außerdem ist die Stunde eine Zeiteinheit, die es gestattet, auch Teile eines Arbeitstages mit genügender Genauigkeit zu erfassen, und andererseits ergibt das Rechnen mit Stunden in der Lohnabrechnung keine hohen Zahlen, die unübersichtlich wären. Allerdings kommt auch in einigen Fällen die Lohnabrechnung nach Arbeitstagen oder nach Wochen vor, und bei Angestellten und Beamten wird das Gehalt sogar für den Kalendermonat berechnet. Für die Arbeiterschaft ist jedoch die Lohnverrechnung nach Stunden die am weitesten verbreitete Form der Entlohnung. Neben dem reinen Zeitlohn haben sich in der Betriebspraxis noch andere Methoden der Ermittlung der Arbeitsleistung entwickelt. Darüber wollen wir ein andermal sprechen.

Peter Keller.

AUF DEM WEGE ZU EINEM NEUEN JUGENDSCHUTZGESETZ

Einer der traurigsten Abschnitte in der Entwicklung der deutschen Gesetzgebung ist das Kapitel „Jugendschutz“; es beginnt mit dem Aufstieg der Fabrikbetriebe zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Im Augenblick würde es zu weit führen, diese geschichtliche Entwicklung zu schildern. Davon später einmal. Heute interessiert brennend — was wird.

Was nach dem Zusammenbruch 1945 von dem im Jahre 1938 neugefaßten, propagandistisch aufgemachten Gesetz übrigblieb, war sehr wenig. Erst hatten es die Nationalsozialisten selbst durch viele Verordnungen aufgehoben, ein Teil wurde von der Militärregierung außer Kraft gesetzt. Was zurückgeblieben, ist stark mit dem Gedanken der Nazizeit durchsetzt.

Als die Gewerkschaften nach 1945 im Zuge des Neuaufbaues die ersten Schwierigkeiten in der Organisation überwunden hatten, war die vordringlichste Aufgabe der Gewerkschaftsjugend die Forderung nach Schaffung eines neuen Jugendschutzgesetzes. Die erste Arbeitstagung der Gewerkschaftsjugend der britischen Zone in Salzgitter trat für die bekannten gewerkschaftlichen Forderungen ein: „Die nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches wiedererrichteten Gewerkschaften haben ihre Jugendarbeit und ihren Kampf für die Jugendforderungen mit allen Kräften wieder aufgenommen.“

Bei der ersten Interzonalen Jugendkonferenz in München-Hallthurn vom 15. bis 17. Januar 1948 nahm die Debatte über die Neuordnung des Jugendarbeitsschutzes einen breiten Raum ein. Eine Entschließung, von allen Vertretern angenommen, hat folgenden Wortlaut:

1. Aufhebung sämtlicher Bestimmungen des Kriegs-arbeitsrechtes.
2. Verschärftes Verbot der Kinderarbeit mit streng zu begrenzenden Ausnahmen nur für die Beschäftigung zu kulturellen Zwecken.
3. Grundsätzliche Einführung der 42-Stunden-Woche für Jugendliche bis zu sechzehn Jahren und der 45-Stunden-Woche für Jugendliche bis zu achtzehn Jahren. Durch diese Regelung darf keine wirtschaftliche Benachteiligung der Jugendlichen eintreten.
4. Verlängerung des bezahlten Urlaubs auf vierundzwanzig Arbeitstage für Jugendliche bis zu achtzehn Jahren.
5. Anerkennung des arbeitsfreien Berufsschultages, sofern eine geregelte Arbeitsleistung des Jugendlichen an dem betreffenden Tage nicht mehr zu erwarten ist.
6. Gesetzliche Garantie des Prinzips: „Gleicher Lohn bei gleicher Arbeit und Leistung.“
7. Ärztliche Untersuchung jedes Jugendlichen vor Aufnahme eines Beschäftigungsverhältnisses und Wiederholung dieser Untersuchung in Abständen von mindestens einem halben Jahr.
8. Entscheidende Einschränkung der Ermessensfreiheit der Behörden zugunsten einer überwiegenden Einschaltung der Gewerkschaften in die Überwachung und Durchführung des Gesetzes in jeder Stufe.

Die siebte Interzonenkonferenz in Dresden nahm die Entschließung zur Kenntnis. Presse und Rundfunk nahmen zu dieser Resolution Stellung. Damit war offiziell die Debatte eröffnet. Nach kurzer Zeit zeigte sich auch, daß ein interessierter Teil sich dieser Dinge bemächtigt, nicht so sehr, um die Probleme sachlich zu erörtern oder der Lösung näherzubringen, sondern um das Problem propagandistisch auszuwerten. Die Gewerkschaftsjugend fertigte einen Entwurf an, der in der britischen Zone in den Bezirken und Arbeitsausschüssen diskutiert wurde. Auf der gemeinsamen Tagung der Arbeitsminister der Bizone vom 16. bis 17. März d. J. in Goslar wurde die Frage des Jugendarbeitsschutzes behandelt. Arbeitgeber und Gewerkschaften wurden aufgefordert, einen möglichst vorher gemeinsam abgestimmten Vorschlag einzureichen. Der von der Gewerkschaftsjugend im Deutschen Gewerkschaftsbund brit. Zone ausgearbeitete Entwurf wurde daraufhin in einer gemeinsamen Sitzung auf bizonaler Ebene beraten. An dieser Sitzung nahmen außer den Mitgliedern des sozialpolitischen und arbeitsrechtlichen Ausschusses des DGB auch die Vertreter der Gewerkschaftsjugend der Westzonen teil. Mit den Arbeitgebern sind bisher zwei Besprechungen erfolgt, und in nächster Zukunft soll die endgültige und entscheidende Besprechung stattfinden.

Nur durch gesetzliche Maßnahmen kann die arbeitende Jugend wirksam geschützt werden. Wir glauben, auf dem Wege des Gegenseitigkeits-Vertrages wird sich der von uns als notwendig erkannte Schutz der arbeitenden Jugend in der Gegenwart entweder nur unzureichend oder gar nicht durchsetzen lassen. Gerade nach der gesetzlichen Überprüfung des Jugendschutzes sind die Gewerkschaften mehr denn je davon überzeugt, daß es sich bei der Frage des Arbeitsschutzes Jugendlicher in jeder Beziehung um eine öffentlich-rechtliche Angelegenheit handelt, bei der sie stärksten Einfluß nehmen wollen. Der Staat hat die unveräußerliche und heute nicht länger aufschiebende Pflicht, zur Sicherung seines Bestandes und zur Wahrung der Wohlfahrt der Gesamtheit den von uns als notwendig geforderten Jugendschutz zu verwirklichen.

Wir wollen eine Ordnung, welche die Jugend in Voraussicht künftiger Aufgaben als Mitträger des Volkes, des Staates, der Kultur, der Wirtschaft zu Lebenskraft und Gesellschaftsfähigkeit heranreifen läßt, eine Ordnung, welche es als unsittlich, als gefährlich für den Bestand des Volkes verwirft, daß die Mehrzahl jugendlicher Menschen durch eine frühzeitige übermäßige Anspannung im Dienste der Gütererzeugung und Güterbewirtschaftung in der Bildung ihrer leiblichen, geistigen und sittlichen Kräfte gehemmt werden. Wir erstreben für die Jugend eine gerechte Ordnung, in der Pflichten ihr Maß in Rechten finden.

K. B./W. B.

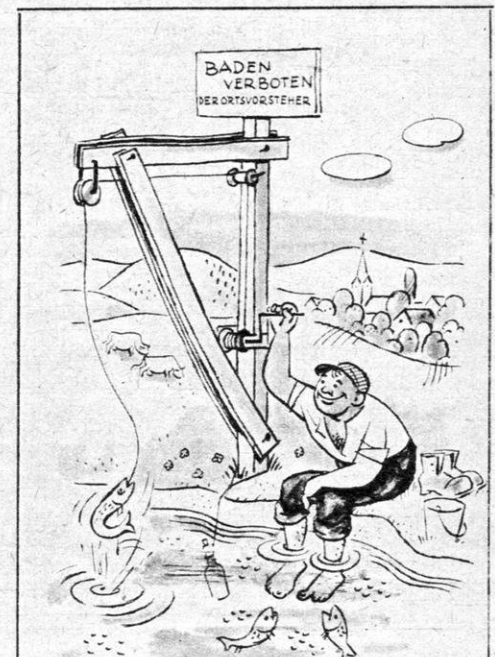
der Straße aber wollten und konnten nicht warten. Sie wollten etwas schaffen und vollbringen. Was bedeutete ihnen dieser Staat, über den Politiker schöne Reden schwangen und Wissenschaftler hochgelehrte Vorlesungen hielten? Sie piffen auf ihn und spuckten in weitem Bogen vor die Luxuswagen der Gewaltigen, die ihnen nicht einmal Arbeit geben konnten. Und unter ihnen waren einige, die hatten eine „Idee“ und gehörten zu einer Bewegung. Sie schrien den anderen die Worte von einem besseren Leben, von Arbeit und Brot in die Ohren. Nicht mehr herumstehen, sondern marschieren! Die Straße frei! Warum auch nicht? Es war ja ihre Straße, sie hatten sie sich erstanden. Dann schlug die letzte Stunde der Republik und die Tollheit siegte über Schwäche und ängstliches bürgerliches Pharisäertum. — Denken wir heute noch daran? Oder saugen wir wieder den berauschenden Saft aus den alten Wurzeln? Wir jungen Gewerkschafter müssen die verantwortlichen Demokraten von heute (oder sind sie von gestern) fragen: Welche Voraussetzungen sind heute anders als die gestrigen? Werden sich in unserem Staate Gerechtigkeit und Freiheit die Waage halten? Oder liegt wiederum Not statt Gerechtigkeit auf der einen Waagschale, und die Freiheit wird für zu leicht befunden? Junge Freunde aus den Zechen, Betrieben und Kontoren! Noch ist es Zeit, das Richtige zu tun. Denkt nach! Übt Kritik! Laßt euch die Sonne nicht verdunkeln. Es genügt nicht, daß ihr tüchtigen Dreher, Hauer oder Kontoristen seid, wenn euch schreiende Propheten zündende Parolen zurufen oder aalglatte Weiheredner euch eine rosarote Zukunft an die Wand malen. Nichtskönner und Großschieber werden für euch handeln, wenn ihr euch nicht selbst um die öffentlichen Dinge — um die Aufgaben des Betriebsrates, um die Interessenvertretung der schaffenden jungen Menschen in den Ausschüssen und Jugendringen bemüht. Schult und bildet euch! Haltet die Augen auf, wenn ihr nicht morgen wieder zerlumpt an den Straßenecken herumstehen und übermorgen unter dem Gebrüll nichtsnutziger Unteroffiziere durch den Schlamm eines Kasernenhofes robben wollt. — Wir Jungen werden noch manchen Kampf ausstehen müssen. Nur durch den Geist echter Solidarität und Brüderlichkeit werden wir unser Ziel erreichen.

Helmut J. Schorr

DAS WAR GESTERN — UND HEUTE?

Viele von uns Jungen können sich noch gut besinnen auf die Jahre zwischen 1930 und 1933. Eine fergelenkte Arbeitslosigkeit warf Tausende junger Menschen auf die Straße, welche nun ihre eigentliche Heimat wurde. An den Straßenecken standen sie herum, die Hände in den Hosentaschen vergraben, in kleinen Gruppen, zwischen denen ein belangloses Gespräch über die Nöte des Tages mühsam hin und her sprang. Sie warteten, warteten auf einen Ruf, der sie aus der erzwungenen Untätigkeit herauslocken, ihrer brachliegenden jugendlichen Tatkraft

ein neues Feld erschließen würde. Damals sprach man nicht so viel von Demokratie, denn die Verantwortlichen und Nutznießer zweifelten nicht daran, daß sie in einer solchen lebten. Jeder konnte frei seine Meinung äußern, und das Eigentum war heilig und unantastbar. Das hungernde Volk durfte demonstrieren, und das satte Bürgertum schüttelte halb ärgerlich über dieses unfeine Benehmen, halb bedenklich über die „unfähige Regierung“ den Kopf. Wer seine Arbeit verlor, hatte Pech. Er war das Opfer einer „volkswirtschaftlichen Notwendigkeit“. Die Jungen von



Der Kranführer in Urlaub

Nach einer Idee von W. Fischer

Olympische Spiele

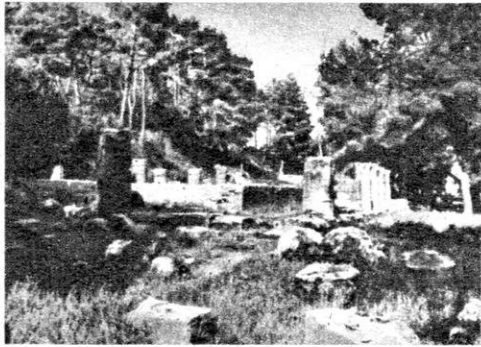


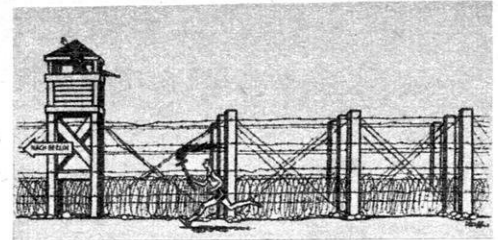
Foto: DPD

Die Geburtsstätte der Olympischen Spiele

Unsere Kenntnisse über die Olympischen Spiele reichen bis in das Jahr 776 v. Chr. Von dort können wir über 1000 Jahre, zwar nur in Bruchstücken, die Geschichte der Olympischen Spiele verfolgen. Im Jahre 393 n. Chr. verbietet Kaiser Theodosius die Spiele, und für viele Jahrhunderte müssen sie ruhen. Es ist das große Verdienst eines Mannes, des Franzosen Pierre de Coubertin, die Olympischen Spiele neu ins Leben gerufen zu haben. Über alle Schwierigkeiten und Bedrängnisse brachte dieser Mann es fertig, die erste Olympiade unserer Zeit zu starten. 1896 glüht nach Jahrhunderten erstmals wieder das Olympische Feuer auf. Athen, der Austragungsort, baut ein U-förmiges Stadion, das 80 000 Menschen faßt. Höhepunkt für alle Griechen war der Sieg des Griechen Louis, eines Schäfers, im

Marathonlauf über 42 Kilometer. Nächster Schauplatz der Spiele ist Paris, 1908 schlägt man die Brücke zur Neuen Welt, St. Louis in Amerika nimmt die Spiele auf. Und genau vor vierzig Jahren fand sich die Olympische Gemeinde erstmals in London zusammen. England, das Land des klassischen Vorbildes, erstellte ein Stadion für 100 000 Zuschauer. 1912 trifft man sich in Stockholm, und 1916 sollte Berlin die Spiele aufnehmen; ehe es aber dazu kam, stieg aus der europäischen Erde der Dampf des Blutes. Die Kriegsfurie wütete. Nach dem ersten Weltenbrand traf man sich 1920 in Brüssel wieder. Doch noch lag Haß über den Menschen. Deutschland wurde nicht zugelassen, ebenso 1924 in Paris waren noch keine Deutschen dabei. 1928 in Amsterdam nahm man Deutschland wieder auf. Die Welt schloß sich wieder zusammen. Vier Jahre später geht es noch einmal nach Amerika. Los Angeles bereitet den Kämpfern einen herzlichen Empfang.

Und dann kam Berlin 1936. Prunkvoll auf Kosten des Staates zogen die Nationalsozialisten diese Olympiade auf. Es galt die Welt zu blenden. Zu jener Zeit gab es in Deutschland schon viele Konzentrationslager, in denen viele tausende freitliebender Menschen gepeinigt und gefoltert wurden. Bis zum Jahre 1936 waren in Deutschland schon tausende gute, tapfere Menschen von Hitler und seinen Schergen erschossen, gemordet oder auf sonstige Art umgebracht. Die Welt wußte von allen diesen Dingen, aber — alle kamen, alle drückten die blutbefleckte Hand Hitlers. Man überlege, welche Auswirkungen dieses auf die deutschen



Zeichnung: Jos. Herff

Widerstandskämpfer gehabt hat. Nach Berlin senkte sich wiederum Nacht über einen Teil der Erde. Grausam und bestialisch führte Mars sein Zepter. Heute, zwölf Jahre nach Berlin, stehen wir wiederum daneben. Darüber sind wir uns klar: die Sportler, die um den olympischen Sieg kämpfen, hätten uns bestimmt an den Londoner Spielen teilnehmen lassen. Aber was stand dagegen? Satzungen, Funktionäre und politische Momente.

Auch wir erkennen die hohe Bedeutung der Olympischen Spiele. Doch verfolgen wir ihre Entwicklung, so können wir feststellen, daß olympische Siege für viele Staaten zu einer Prestigefrage geworden sind, daß olympische Kämpfer auf Kosten des Staates hochgezüchtet werden und damit den Olympischen Spielen ihren wahren Sinn nehmen. Erst wenn die Worte des Begründers der neuen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin: „Der Sinn der Olympischen Spiele liegt nicht im Siegen, sondern in der Teilnahme“, zum Allgemeingut werden, können die Olympischen Spiele ihre wahre Aufgabe erfüllen. Das heißt, wenn die Sportler aller Nationen und aller Schichten unter sich sind.

H. T.

DEUTSCHE FUSSBALLMEISTERSCHAFT

Wir können für unsere Sportplauderei kein geeigneteres Thema wählen als die Entscheidung um die Deutsche Fußballmeisterschaft, die im Kölner Stadion vor 70 000 begeisterten Zuschauern zur Abwicklung kam und mit einem hart erkämpften 2:1-Sieg des 1. FC Nürnberg abschloß. Der Gegner Kaiserslautern erwarb sich durch sein brillantes, technisches Spiel schnell die Sympathien der Massen, aber das, was nun einmal auch zum Sport hinzugehört, die Huld der Göttin Fortuna, war den Lauternern nicht beschieden. Fritz Walter, der große Dirigent und Fußballakrobat, wohl Deutschlands bester Ballkünstler, wurde von dem Mittelläufer Kennemann der Nürnberger so bewacht, daß er kaum restlos zur Entfaltung seines Könnens kam. Überhaupt war dieser in Abwehr und Aufbau unermüdliche Nürnberger Tank der Turm in der Schlacht und neben Schaffer, der in der zweiten Halbzeit ein 2:2 des wunderbar stürmenden Gegners Kaiserslautern durch seine Fangkunst vereitelte, der beste Nürnberger. Vorne im Sturm war es Pöschl, der von Morlock und Winterstein Vorlagen nach Maß bekam und die Kaiserslauterner Verteidigung einschließlich dem „hölzernen“ Hölz in helle Verzweiflung brachte. Gebhardt war der unermüdlich tätige Aufbauhelfer, und Hagen hatte als Außenstürmer gute Momente. Kaiserslauterns Verteidigung — allgemein nicht schlag sicher genug, hatte in Huppert ihre Stärke, die zwei Liebrichs stabilisierten die Läuferreihe, und im Sturm waren in Fritz und Otto Walter sowie dem schußgewaltigen Baßler und dem trickreichen Linksaußen schon Talente, die allerdings erst in der zweiten Halbzeit zum zügigen Zusammenspiel kamen. Ein Unentschieden lag in der Luft, aber Nürnberg schaffte es durch Tore von Winterstein und Pöschl, der elegant mit dem „Kopf nickte“, und als es nach der großen Pause zur Drangperiode für Kaiserslautern



Foto: W. Dick

Der Nürnberger Pöschl erzielt das zweite Tor

kam und Uebelein in der Not selbst zum Vollstrecker ins eigene Tor wurde, ahnte keiner, daß es bei dieser Trefferspanne blieb. Ein Höllenlärm mit Pauken und Trompeten begleitete die eines Endspiels würdige Kampfhandlung. Fähnchen wurden geschwenkt, Rufe aus 70 000 Kehlen ertönten, und es war schon eine Erinnerung an vergangene Zeiten, als es in den Kampfarenen Deutschlands im Ringen um die „Viktoria“ ähnlich zuging.

Köln sah bisher vier Endspiele: 1910 schlug der Karlsruher SV Holstein Kiel 1:0, 1931 blieb Hertha Berlin 3:2-Sieger über München 1860, Fortuna Düsseldorf schaffte es „einmalig“ 1933 mit 3:0 gegen Schalke 04, die 1935 den VfB Stuttgart mit 6:4 schlugen. Eine Stadt im Zauber des Endspiels — das kann man schon sagen. Die lebensfrohe Metropole am Rhein war im Fußballtaumel. Die Jagd nach den Karten nahm einfach nicht zu beschreibende Formen an. Der 36. Titelkampf um die „Deutsche“ hatte das Alltagsleben und den Rhythmus der Stadt völlig verwandelt. Nürnberg oder Kaiserslautern,

der alte Endspiel-Routinier oder der spritzig-lebendige Neuling, das war die alles und alle bewegende Frage. 300 000 wollten dabei sein, wenn der höchste Fußballtitel vergeben wurde, 70 000 nur durften miterleben, was sich da auf dem grünen Rasen fußballerisch offenbarte. Aber darüber hinaus saßen Millionen Sportenthusiasten am Radio, um wenigstens durch die Ätherwellen zu vernehmen, was das Kölner Großereignis brachte.

Wir haben jetzt etwas Abstand zu dem großen Geschehen und registrieren, daß es ein würdiger Kampf technisch und taktisch geschulter Meister war. Hart, bis zum letzten kämpfend, erwarb der ruhmreiche Club die kostbare Trophäe und den Titel eines Deutschen Meisters. Es lag etwas Zwingendes im aus der Deckung heraus aufgebauten Spielsystem der Nürnberger gegen einen Gegner, talentiert und gefälliger spielend, der aber nicht die Geschlossenheit und unerbittliche Konsequenz aufwies, Erfolge zu formen. Wie ein roter Faden zogen sich die Spielkunst und technische Reife des 1. FC Nürnberg durch die aufregenden Kampfhandlungen. Erst als es nach Seitenwechsel 2:1 hieß und der Ausgleich in der Luft hing, bekam das Spiel der artistischen Kaiserslauterner Linie und Farbe. Fabelhaft war das Spurtvermögen, gekonnt die technischen Kabinettstückchen, glashart die Torschüsse. Böse sah es in dieser Zeit für die Nürnberger aus. Aber dann hatten sie sich wiedergefunden, stürmten sogar mit aller Frische und Hingabe, und oft wurden noch die Deckungsleute von Kaiserslautern vor Rätsel gestellt. Es blieb bei 2:1 — Nürnberg hat es geschafft!

Freudetrunk umarmten sich die Spieler, begeisterte Zuschauer brachen in Ovationen aus — zu Ende war der Kampf! Die „Viktoria“ — ein Traum für die sympathischen Kaiserslauterner, Wirklichkeit für Nürnbergs Altmeister, den Deutschen Fußballmeister 1948!

Fritz Rommel

Kritische Stimmen

Auf Seite 13 der Nr. 2 vom 3. Juli der „Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ sind vier Personen abgebildet, die als zwei Welten gegeneinander gestellt werden. Es ist eine grobe Verletzung der gewerkschaftlichen und politischen Neutralität, wenn man Dr. Adenauer und Dr. Schumacher als zwei Welten nebeneinander stellt. Zwei Welten sind bekanntlich durch große Räume voneinander getrennt. In dem Deutschen Gewerkschaftsbund sind Arbeiter und Angestellte organisiert, die sowohl der einen wie der anderen Welt angehören. Der Schreiber oder Veröffentlicher dieser Bilder ist sich wahrscheinlich seiner Neutralitätsverletzung nicht bewußt geworden. Wenn nämlich Tendenz und Absicht hinter der Veröffentlichung stünden, müßten die organisierten Gewerkschafter die Entfernung eines solchen Menschen verlangen.

Auch die beiden anderen Bilder, Oberdirektor Dr. Pünder und Léon Blum, sind, besonders im Hinblick auf die beiden Unterschriften eine Beleidigung der Menschen, die sich zu der großen Politik Dr. Pünders bekennen.

Ich bitte um eine Erklärung zu den Bildern, und zwar nicht nur in diesem Falle im eigenen Namen, sondern auch im Namen der Kollegen und Kolleginnen, denen jedes Verständnis für eine derartige abwegige Gewerkschaftspolitik in der Jugendzeitschrift fehlt.

Die Leute, die Parteipolitik betreiben wollen, mögen das in einem anderen Raume tun. Solange wir eine Einheitsgewerkschaft haben, muß, wenn es auch einigen noch schwerzufallen scheint, die politische Neutralität gewahrt werden.

Hochachtungsvoll
Grete Juchem.

Als Ganzes gesehen gefällt mir der Aufwärts sehr gut, wenn auch mir in den ersten Nummern etwas offiziell vorkommt. Doch ich glaube, mit der Praxis wird eine gewisse Lockerheit eintreten. Doch der Sinn meiner Zeilen sind einige Bedenken gegen die Art, wie die Nachrichten auf den Seiten 4 und 5 dargebracht werden. Nicht, daß ich die eine oder andere Schattierung mit einem Mehr vertreten finde, das scheint mir nicht wesentlich. Die Form und die Betonung ist hier entscheidend. Wenn Sie die Nachrichten aus dem christlichen Jugendlager durchlesen; so werden Sie daran nicht vorbeikommen, mir zuzustimmen, daß in ihrem Inhalt die positiven Dinge viel stärker betont sind als in allen übrigen Nachrichten. Durch die starke Unterstreichungen haben sie den Sinn als Nachrichten verloren und sagen schon mehr, als sie sagen sollten. Ich möchte im Augenblick nicht sagen, die Formung geschehe bewußt. Wenn sich die Dinge aber wiederholen, dann muß der Leser zu entsprechenden Schlüssen kommen, er muß sich sagen, daß man eine Richtung bewußt hervorhebt. Für Sie würde das den Vorwurf bedeuten, daß Sie gewerkschaftliche Neutralität nicht wahren und bewußt in einer Richtung steuern. Davor sollten Sie sich hüten.

Ich halte es für dringend notwendig, Ihnen dies zu sagen im Interesse der gewerkschaftlichen Arbeit und der großen Aufgaben, die der „Aufwärts“ hat.

Mit gewerkschaftlichen Grüßen
Math. Berg.

In den Plaudereien über Politik und Wirtschaft in Nr. 2 des „Aufwärts“ heißt es: „Die Russen haben durch ihre Politik eine einheitliche Währungsreform verhindert.“

Diese unbewiesene Behauptung wird durch folgende Tatsachen widerlegt:

1. Während der Londoner Außenministerkonferenz vertraten die westlichen Alliierten den Standpunkt, daß der Plan für eine deutsche Währungsreform ohne Beteiligung einer zentralen deutschen Stelle und des Kontrollrates ausgearbeitet werden müßte. Das bedeutete nichts anderes als Verzicht auf eine einheitliche Währungsreform. Warum? Für alle Fragen, die ganz Deutschland betreffen, war und ist nach dem Potsdamer Abkommen der Kontrollrat zuständig. Wenn die westlichen Alliierten den Kontrollrat ausschalten versuchten — und sie haben es in der Tat getan —, dann ist das ein klarer Beweis dafür, daß sie keine einheitliche Regelung der Wäh-

rungsreform, also keine gesamtdeutsche Währungsreform, wollten. Diese Tatsache wird noch dadurch unterstrichen, daß zur Zeit der Londoner Konferenz in Washington Pressemeldungen erschienen, nach denen bereits damals Banknoten für die weltlichen Besatzungszonen Deutschlands gedruckt wurden.

2. In den Kontrollratssitzungen vom 31. 1. und 10. 2. 1948 schlug der Sowjetvertreter vor, die Vorbereitung einer separaten Währungsreform in einzelnen Zonen Deutschlands zu verurteilen und zur Durchführung einer einheitlichen Währungsreform zentrale deutsche Stellen zu schaffen. Diese Vorschläge wurden von den Vertretern der Westmächte abgelehnt. Trotzdem trat der Sowjetvertreter für eine weitere Erörterung der Währungsreform ein. Die westlichen Alliierten verzichteten darauf; sie verzichteten damit erneut auf eine einheitliche Währungsreform für ganz Deutschland.

3. Auch in der weiteren Entwicklung vertraten die Sprecher der UdSSR den konsequenten Standpunkt einer einheitlichen Währungsreform. Das ist verständlich, denn dieser Standpunkt entspricht der Politik der Sowjet-Union, die für ein einheitliches Deutschland eintritt. Daß die westlichen Besatzungsmächte gegen eine einheitliche Währungsreform waren und in der Tat in ihren Besatzungszonen eine separate Währungsreform durchführten, das entspricht genau ihrer Politik der Spaltung Deutschlands. Deshalb sucht man einen Sündenbock: die „bösen Russen“.

Günter Bartsch.

Als ich die letzte Seite unserer Jugendzeitschrift vom 3. Juli betrachtete, erinnerten mich die Karikaturen sehr stark an einige Zeitschriften des Tausendjährigen Reiches. Damals stürmte der Stürmer die Bastion des guten Geschmacks der Masse durch seine widerlichen Judenkarikaturen. Erwachsene können auf dem Gebiet der Satire und der Karikatur schon einen Stoß vertragen, für Jugendliche sind jedoch solche Zeichnungen absolut ungeeignet. Was neben den Zeichnungen steht, stimmt allerdings. Auch dies, nämlich unsere Nöte in einer so geschmacklosen Form darzustellen, verdanken wir der kulturpolitischen Erziehungsarbeit des Tausendjahrgespensstes. Im übrigen: Ob es wohl richtig ist, unsere Jugend auf eine derart nationalistische Weise anzusprechen? Auch ist es schon traurig genug, daß es unter unseren Kollegen so viele Amputierte gibt. Sie aber auch noch als Karikatur für solch einen fragwürdigen Zweck zu benutzen, muß ich entschieden ablehnen. Ich würde dem Zeichner den Rat geben, für einige Wochen auszuspanspannen und sich erst einmal von den allzu zwingenden Eindrücken des Tausendjährigen Reiches zu erholen.

Helmut Schorr.

Unsere Antwort

Die Unterschrift „Zwei Welten“ unter den Fotos von Dr. Adenauer und Dr. Schumacher in Nr. 3 des Aufwärts hat einigen Staub aufgewirbelt, das gestehen wir offen ein. Wenn unsere freundlichen Leser uns aber den Vorwurf machen, wir hätten mit dieser Unterschrift den parteipolitisch neutralen Charakter des „Aufwärts“ verletzt, so irren sie. Unsere Zeitschrift soll kein farbloses Familienblatt sein, sondern die Realität des politischen Geschehens herausstellen. Die Formulierung „Zwei Welten“ stammt übrigens nicht von uns, sondern von Dr. Adenauer. Beide Politiker repräsentieren in der Tat zwei politische Welten. Wenn wir sie herausstellen, so soll das kein Werturteil sein. Jeder Leser vermag daraus seine eigenen Schlußfolgerungen zu ziehen. Es wäre töricht, unseren jungen Gewerkschaftern eine politische Einheit vortäuschen zu wollen, die nicht existiert. Die Einheit der Gewerkschaften — zu deren Sprecher wir uns in jeder Nummer des „Aufwärts“ machen — wird dadurch nicht berührt.

Ebensowenig können wir jenem Leser recht geben, der uns vorwirft, wir würden die katholischen Jugendorganisationen im „Aufwärts“ stärker beachten, als die übrigen. Wo positive Leistungen bei den Jugendlichen sichtbar sind, werden wir sie klar unterstreichen, damit die anderen davon lernen. Und alle können von dem anderen lernen.

Ein anderer Leser behauptet, wir hätten in der Frage der Währungsreform die Haltung der Sowjet-Union nicht wahrheitsgemäß dargestellt. Leider verschieben sich die Standorte der östlichen Volksdemokratie und der Demokratie im Westen immer mehr, und die Spaltung verbreitert sich. Es ist sehr schwer, hier eine gemeinsame Formel zu finden, weil der Osten eine andere Sprache spricht als der Westen. Das ist höchst bedauerlich, aber leider auch eine politische Tatsache.

Aussprachen gehören zum Wesen der Demokratie. Wir werden sie fördern, auch wenn die Meinungen einmal zusammenprallen. Was wir uns erhoffen, das ist das Zusammenrücken aller Richtungen auf der gewerkschaftlichen Ebene durch eine sachliche und anständige Diskussion. Damit schließen wir die Diskussion über diese Fragen ab.

Rudolf Möller-Dostali.

Lizensträger: Hans Böckler, Albin Karl, Franz Spliedt.
Chefredakteur: Rudolf Möller-Dostali, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41.
Verlagsleitung: Heinz Decker, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41.
Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Straße 70, Ruf 5 86 41. Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 234 der Militärregierung. Erscheint alle 14 Tage. Auflage 200 000. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Pressehaus. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden.

DAS BÜCHERBRETT

„Die bunten Hefte“

Verlag Henri Kannen, Hannover

Diese Hefte, die je nach Umfang 30—40 Pfennig kosten, kommen einem wirklichen Bedürfnis der Jugend entgegen. Denn die Jugend braucht und will Vorbilder, und wo fände sie diese besser als bei den tatsächlichen Förderern der Menschheit, bei kühnen Entdeckern, Ärzten, Erfindern, Forschern und Künstlern.

Es war eine gute Idee des Herausgebers, der Jugend nicht trockene Biographien zu bringen, sondern wirklich dramatische Erzählungen aus dem Leben solcher Männer und Frauen.

Das erste Heft „Kampf um den Südpol“ erzählt die Geschichte des englischen Kapitäns Scott, der 1911 eine Expedition zum Südpol unternahm. Als er nach unfassbaren Mühen und Entbehrungen kurz vor dem Ziel ist, wird ihm klar: Amundsen hat es vor ihm geschafft. „Das Ungeheure, das Unfassbare in der Menschheit ist geschehen: der Pol der Erde, seit Jahrtausenden und vielleicht seit allem Anbeginn ungeschaut von Menschenblick, ist innerhalb von 15 Tagen zweimal entdeckt worden“, erzählt der Dichter Stefan Zweig.

Scott, der auf dem Rückweg den Tod durch Hunger und Frost findet, bleibt trotzdem in der Geschichte der Entdeckung des Südpols unvergessen.

Das zweite Heft bringt die Geschichte der Ent-

deckung Amerikas durch Christoph Columbus. Wie gern machen wir in Gedanken wieder die bunte abenteuerliche Reise mit, die über Unverstand, Verrat, Schiffbruch und Orkane doch zum glänzenden Triumph führt.

Die Geschichte Henry Morton Stanleys in Afrika erzählt Walter Bauer im dritten Heft. Dieses fremde Leben reißt uns so mit sich fort, daß wir alles um uns vergessen. Stanley dringt das erstmal in das unbekannte Afrika ein, um den seit langen Jahren verschollenen schottischen Arzt und Missionar Livingstone zu suchen. Er durchquert die unermeßlichen Wälder und Sümpfe mit ihren Schrecknissen, kämpft mit Schlamm, Regen und der furchtbaren Sonnenglut, bis er ihn tatsächlich findet. Als er nach England zurückkehrt, glaubt man ihm nicht, daß er Livingstone gefunden hat. So zieht er aufs neue in die unerforschten Gebiete Afrikas, das er nicht vergessen kann, die Ströme, die Wälder, die dornigen Steppen und über allem die Glut der Sonne.

Wir folgen ihm und lassen uns verzaubern von diesem gewaltigen, schrecklichen, unberührten Afrika und stehen bewundernd vor Stanley, der mit den Worten des Erzählers „aus wahrhaft ungewöhnlichen Tiefen der Not emporstieg — allein durch seinen Mut, durch seine Kraft und Beharrlichkeit“.

Man darf mit Recht auf die weiteren Hefte dieser Reihe gespannt sein.

H. Z.

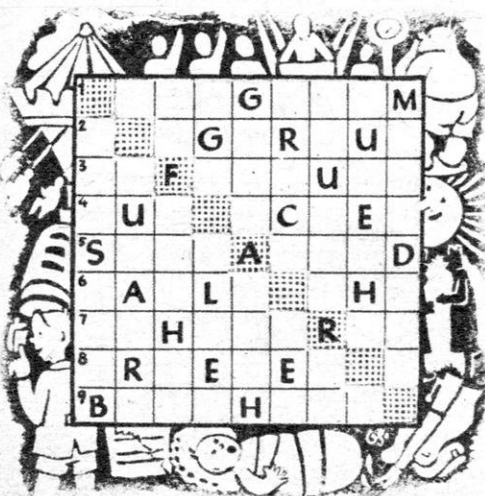
700 Jahre Kölner Dom



Der Kölner Dom ist im gotischen Stil erbaut. Diese Stilbenennung ist keine ursprüngliche, denn die italienischen Geschichtsschreiber bezeichneten mit „gotisch“ alles Barbarische. Noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte dieser Name einen unangenehmen Beigeschmack, da er für etwas Geschmackloses, Überladenes gebraucht wurde. Erst der Beginn des 19. Jahrhunderts hat dieser Stilart den heute gebräuchlichen Namen gegeben. Die Anregungen zu dieser Bauart kamen aus Frankreich. Dort hat sie sich zuerst gegen Ende des 12. Jahrhunderts gezeigt, und schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts entsteht in Nordfrankreich eine Anzahl solcher gotischen Kathedralen, deren bedeutendste die von Reims, Chartres, Paris und Amiens sind. Das Neue an dieser Stilart ist die Gestaltung der Spitzbögen und die Auflösung der Wand derart, daß riesige Fenster eingesetzt werden können, die im Gegensatz zur vorhergehenden Stilart dem Kircheninneren eine große Helligkeit geben. Um nun die teilweise sehr hohen Gebäudeteile haltbar zu gestalten, mußte man die Last der Gewölbe und Dächer, die auf den Wandpfeilern ruhte, ableiten, wodurch das System der Strebebögen entstand. Eine besonders schmuckreiche Kunst war die Gotik, die ihre großen Dome mit Zierat überzog, so daß oft die Steinarbeit von fern wie die zartesten Spitzen an einem Gewand wirken. Große Rechenkunst der Baumeister war vonnöten, um einer solchen Feinarbeit in der Architektur auch die notwendige Festigkeit zu verleihen. Der Kölner Dom hat im letzten Krieg bewiesen, daß seine Erbauer Meister der Steinbaukunst waren, denn obgleich er von einer Anzahl schwerer Sprengbomben getroffen wurde, die schweren Schaden anrichteten, wurde doch sein Gesamtgefüge erhalten.

Wer den Plan zum Kölner Dom entworfen hat, ist nicht genau bekannt. Die Forschung einigt sich heute auf einen in den noch vorhandenen Akten häufig genannten Meister Gerardus, der Erster Dombaumeister war und von der Stadt Köln sehr geehrt wurde. Da sein Plan große Übereinstimmungen mit dem zur Kathedrale von Amiens zeigt, darf man mit einigem Recht annehmen, daß der Entwerfer des Plans entweder der gleiche ist, der diese französische Kathedrale entworfen hat, oder aber lange Zeit an diesem Bauwerk mitwirkte. Dennoch ist der Kölner Dom in seiner Auffassung in vielen Teilen anders gestaltet als die französischen Kathedralen. Vornehmlich prägt sich in ihm das starke Emporstreben aus, während in Frankreich schon die helmlosen Turmstümpfe und die oft starke Horizontalbetonung einen starken Unterschied zwischen französischer und deutscher Gotik ausbilden. Dr. E. W. Dicke

KREUZWORTRÄTSEL



1. Unterschrift berühmter Leute, 2. „Zeitgemäßes“ Mittel zum Schlankwerden, 3. Verursachte die Währungsreform in Schwarzmarktkreisen, 4. Damit beginnst du auch jeden Tag, wollen wir wetten?, 5. Darauf freuen wir uns die ganze

Woche, 6. Grundlage der Demokratie, 7. Volksfest, 8. Völkische Minderheit, 9. Gibt's einstweilen leider noch auf Brotmarken! Die Buchstaben in den schraffierten Feldern ergeben unser Lösungswort, unser Streben und unser Ziel.

Eingesandt von der Jugendgruppe des DGB Detmold.

Denkaufgabe 1

Du hast mit Franz verabredet, er soll dich um sieben Uhr aus der Stadt anrufen. Du sitzt um diese Zeit auf dem dritten Stock vor dem Telefon. Nun klingelt es plötzlich an der Haustür, und du mußt nach unten, um zu öffnen. Was tust du, um den Anruf von Franz nicht zu verpassen?

Denkaufgabe 2

Peter ist fast 40 Zentimeter kleiner als Erich. Sie arbeiten auch gemeinsam. Eines Tages ist in einer gewissen Höhe ein Seil zu befestigen, das sich an einem Ende gelöst hat. Eine Leiter ist nicht zur Hand. Kurz entschlossen nimmt Erich den Peter auf die Schultern, damit er das Seil an der alten Stelle befestigt. Aber — es geht nicht. Fünf Zentimeter fehlen. Was tun sie? Ein Stuhl oder eine Kiste sind auch nicht vorhanden. Nach einigen Überlegungen können Peter und Erich das Seil befestigen. Wie haben sie das gemacht?

Silbenrätsel

a — ä — bi — cock — dant — dār — de — ek — fon — frank — ga — gie — go — gu — gyp — ha — heh — i — ka — ker — land — le — le — lin — mann — mie — mud — ne — ne — ra — rei — rung — sa — sa — sa — tal — tail — ten — tur — turn — uh — vel — win.

Aus vorstehenden Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Shakespeares ergeben.

1. Zuckerwerk, 2. Stadt in Jugoslawien, 3. Deutscher Schriftsteller, 4. Deutscher Dichter, 5. Höchster Gipfel der Karpaten, 6. Englischer Naturforscher, 7. Altnordische Erzählung, 8. Starkes Getränk, 9. Zufluß der Elbe, 10. Hochschule, 11. Erfinder des Blitzableiters, 12. Jüdische Gesetzgebung, 13. Vorschubleistung, 14. Land am Nil, 15. Metallmischung, 16. Kreiselrad, 17. Planet.

Auflösung aus Nr. 3

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kola, 5. Malz, 9. Bebel, 10. Alaun, 12. Ir, 13. Itala, 14. Ne, 15. Ebene, 17. Trage, 19. Reger, 20. Ammer, 21. Wurst, 25. Dativ, 29. Unter, 30. Reize, 31. Si, 32. Notar, 33. en, 34. Tokaj, 36. Maere, 38. Nota, 39. Arie. — Senkrecht: 1. Kerbe, 2. Ob, 3. Leine, 4. Alter, 5. Malta, 6. Alarm, 7. la, 8. Zunge, 9. Bier, 11. Neer, 16. Egart, 18. Amati, 21. Wust, 22. Union, 23. Senat, 24. Troja, 25. Drama, 26. Aerar, 27. Isere, 28. Vene, 35. Ko (Knockout), 37. Ei. Die Endlösung lautet: „Wir koenntn viel, wenn wir zusammenstuenen.“